Grothe

Der Herzog von Valentinois.

Der

Herzog von Valentinois.

Historischer Roman

von

Wilh. Grothe.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Grothe.

Erstes Kapitel.

Josua.

Alte Roma, ewig junge Zauberin! wieder und wieder fesselst Du die Menschen an Deinen Triumphwagen, beugt Deine Schönheit sie unter Dein Joch. Du lockst sie mit Erinnerungsklängen an große, gewaltige Zeiten, wo Du den ersten Kampf um die Herrschaft des Erdkreises rangst. Dein scharfes Schwert erfocht da den Sieg, selbst die Bewunderung des Feindes, dem es tödtliche Wunden schlug. — Starre mächtige Römertugend, Du sankest mit Deinen Göttern dahin, in Gold und Wollust ertrankest Du — die Welt war frei.

Doch Du warst nicht todt, siebenhügelige Circe, und das Schicksal gab Dir noch andere Waffen, mit denen Du die Erdensöhne unterjochst, als die, welche Scipio und Cäsar geschwungen haben. Du hobst den päpstlichen Hirtenstab und zu Deinen Füßen lag

anbetend die Welt. Den Segen in der einen Hand, den Bannfluch in der anderen, so standest Du, die alte, junge Herrscherin, und Dein Antlitz glüthe im Stolze des neuen Triumphes, und übermüthig setztest Du Deinen Fuß auf den Nacken der Gläubigen.

„Blind sollt Ihr sein," heischtest Du — und die Menschheit schloß die Augen. Da rissen Deine festlichen Klänge sie aus dem Halbschlafe empor, und sie schauderte vor Deinen Lastern und klirrte gegen die Kette, bis diese sprang — die Welt ist frei.

Die Welt ist frei, aber gern kehrt sie in der Erinnerung zu Deiner Größe und Macht, zu Deiner Pracht und Herrlichkeit, zu Deiner wahren oder geschminkten Schönheit, zu Deinen Tugenden, ja selbst zu Deinen entsetzlichen Lastern zurück — Cincinnatus und Nero, Gregor VII. und Alexander VI.

Wo ist helleres Licht, wo dunklerer Schatten zu finden?

„Bei der Tugend der heiligen Agathe, ich irre mich nicht, Du bist es selbst, alter Josua. Also wieder in Rom? und wohl und gesund und reicher an Ducati, als jemals?"

Der mit diesen Worten Angeredete war ein

Mann von kleiner, magerer Gestalt, die in einen ziemlich unscheinbaren Talar gehüllt war. Derselbe fiel bis auf die Knöchel herab und ließ durchaus keine Unterkleider gewahren. An der spitzzulaufenden Mütze, die auf weiße Locken gestülpt war, befand sich die gelbe Schleife, das Abzeichen der Israeliten.

Die Haltung des Juden war gebückt und demüthig. Mit dem Ausdrucke der tiefen Scheu blickte er auf, als der Andere die Worte an ihn wendete, und zeigte Züge, die nicht allein den orientalischen Typus rein darstellten, sondern auch auf scharfen Verstand deuteten.

„Der Gott meiner Väter strafe mich," sagte er blinzelnd, „wenn ich nicht an der scherzenden Laune sogleich den höchst verehrten Signore Michele, meinen verehrten Gönner, erkannt habe."

„Also Du hast mich wirklich wiedererkannt, würdiges Männchen? und an meiner scherzenden Laune? Wunderbar genug! Unter Deinen spitzbübischen Fingern hätte mir doch der Humor ausgehen müssen, da ich durch Dich zum auserlesensten Bettler gemacht wurde."

„Wie Ihr scherzt!" erwiderte lächelnd der Abkömmling des gedrückten Volkes, während sein Auge

über die reichen Kleider Michele's flog: „Ihr seid noch immer der Cavalier von ehemals und Eure Börse ist sicher besser gefüllt, als es mit Eurer Gnaden Erlaubniß früher gewesen."

„Ich bin allerdings nicht zu Grunde gegangen," versetzte der Andere; „das verdanke ich aber nicht Deiner Gutmüthigkeit, die mich bis auf die letzte Zechine auspreßte, vielmehr meinen Vorzügen."

„O, wer sollte dieselben verkennen!" rief der Hebräer mit dem Ausdrucke der Bewunderung: „Habe ich doch immer gesagt, Signor Michele ist der eleganteste, schönste Cavalier, den man im ganzen Italien finden kann. Kein weiblich Herz kann ihn sehen, ohne zu pochen und zu wünschen, er möge ihm gehören vom Scheitel bis zur Sohle. So wahr mir Gott helfe, das habe ich oft genug gesagt zu meiner Recha, meiner leiblichen Tochter."

„Du übertreibst und lügst, alter Schurke," entgegnete Michele: „ich weiß, daß ich wie alle Valani nicht übel ausschaue, daß ich kein Tölpel bin; aber zum schönsten Mann kann mich nur die nichtswürdigste Schmeichelei machen."

„Ich will verdorren und vergehen, wenn ich nicht gesagt habe, wie ich es gemeint. Geht selbst hin,

fragt meine Tochter, ob es nicht die reine Wahrheit ist, wie ich gesprochen habe — —"

Die weiteren Betheuerungen unterbrach der junge Edelmann, der in der That eine biegsame, schlanke und zugleich kräftige Gestalt wie einnehmende Züge besaß: „Nun so sollen Dir Deiner guten Meinung wegen die Schläge geschenkt sein, die ich Dir, Halsabschneider, zugedacht hatte, wenn ich Dich zum ersten Male wiedersehen würde, und vor denen Dich bisher nur Deine Abwesenheit aus Rom bewahrt hat. Das Eine sage mir aber, wie Du den Muth haben konntest, zurückzukehren, da Du mich zu treffen fürchten mußtest. Oder glaubtest Du vielleicht, daß mich, den letzten Abkömmling der Valani, schon die Würmer fräßen?"

„Nicht also, Signore, verkennt einen alten Mann nicht, der Euch stets alle Reichthümer der Erde und ein langes Leben gewünscht hat. Was meine Abwesenheit von Rom betrifft, so seid Ihr nie die Ursache davon gewesen; denn ich war stets fest überzeugt, daß ein so schöner und edler Cavalier viel zu groß denkt, um einem alten Manne nachzutragen, daß er auf sein Recht bestanden hat. Wahrhaftig, edelster Signore, ich habe Euch nie kränken wollen,

ich habe damals nur gebraucht mein weniges Geld, als ich von Rom zog, um an anderer Stelle meine Hütte aufzuschlagen."

„Wohl, Jude," entgegnete Valani, „ich will das Frühere vergessen, hoffe jedoch, daß Du in Zukunft, wenn wir wieder ein Geschäftchen mit einander abschließen, säuberlicher verfährst, oder bei dem gesegneten Leibe der Madonna! macht mein Dolch Deinem verfluchten Dasein ein Ende."

Mit diesen Worten entfernte sich der junge Mann, ohne Josua eines weiteren Blickes zu würdigen; der Jude schaute ihm dagegen nach.

„Soll auf meiner Schwelle Gras wachsen," murmelte er vor sich hin, „wenn ich ihn aufsuche anders, als gezwungen. Ja, ja, er hatte nicht die beste Absicht, als er mich anredete; ich habe es gleich gehört an dem Ton. Gelobt sei Adonai, daß er mich gnädig aus der Hand des Gottlosen errettet. Wie er sich spreizt, der eitele Pfau, der leere Geck! Mag das Unglück in seiner Kammer sitzen und ihn anfletschen, bis er dahin fährt. — Wie er den Kopf wirft, als wäre er selbst Orsini und nicht nur ein Diener des Signores Paolo, dem er die eigene Schwester verkaufte. Aber er hat mich aufgehalten,

daß ich eilen muß, um nicht die Zeit zu versäumen."

Mit diesen Worten ging er rascheren Schrittes über den Fischmarkt bei der Halle der Octavia vorüber, die einst Augustus seiner Schwester zu Ehren errichtet hatte, und wo Titus und Vespasian den Triumphzug über Judäa eingeweiht. Durch keine trübe geschichtliche Erinnerung verletzt und vielleicht nur über das Wuchergeschäft nachsinnend, das er abzuschließen Willens war, bemerkte er nicht, daß ein Mann seine Augen auf ihn richtete. Jetzt trat derselbe aber an ihn heran und hielt ihn in seiner Eile auf.

Der Fremde trug eine Lederjacke ohne Aermel, weite bauschige Beinkleider von rothbraunem Tuche und ein Wams von gleicher Farbe. Hohe, gelbe Reiterstiefel mit mächtigen Spornen und ein spitzer, schwarzer Hut mit rother Feder vervollständigten seinen Anzug. An der linken Seite klirrte ihm ein langer Raufdegen, dem das Gleichgewicht zu halten ein kurzer Dolch auf der linken bestimmt schien.

Der Kleidung entsprachen Gestalt und Züge, kräftig und energisch, wie es sich für einen Soldaten ziemt.

„Jude, ich hoffe, daß Du etwas von der Heilkunde verstehst,“ redete er Josua an.

„Der Signore Capitano verzeihe, daß sein demüthiger Knecht ihm mit der Kunst der Medizin nicht dienen kann; dieselbe kann Euch nicht fremder sein, als mir,“ antwortete der Hebräer rasch gefaßt, um einen weiteren Aufenthalt vorzubeugen.

Der Kriegsmann ließ sich aber nicht so leicht abfertigen, sondern erwiderte, das Auge fest auf den Anderen gerichtet: „Es scheint mir fast, daß ein anderes Geschäft Dich die Heilkunde hat vergessen lassen — wozu wärst Du sonst Jude?*) Aber höre, ich schlitze Dir Deine Nasenlöcher auf, wenn Du Dich weigerst, mir zu folgen.“

„Aber bester Capitano, ich bin in der That kein Arzt und weiß weder mit Wunden umzugehen, noch Kräutertränke zu kochen. Habt also ein Einsehen,

*) Während des Mittelalters standen die Juden in dem allgemeinen Rufe gute Aerzte zu sein, und in der That waren viele in der Heilkunde erfahren, daß selbst Päbste sich ihrer als Leibärzte bedienten, so Benedict XIII. des abtrünnigen Josua Halorki, so Martin V. (1417—31) des Elias, so Leo X. des gelehrten Samuel Sarfadi. Innocenz VII. verlieh Elia di Sabbato, Mose di Lisbona und Mose di Tivoli, jüdischen Aerzten von Trastevere, das römische Bürgerrecht (1406).

zumal da mich ein Edelmann erwartet, der meine Hilfe in anderer Art bedarf.

„Das heißt, Du glaubst dort mehr zu gewinnen aber bei dem Haupte meiner Mutter, ich werde Dich nöthigen mir zu Willen zu sein, und sollte ich deshalb selbst von Frau Lucrezia gescholten werden. Mach' mithin keine Umstände und folge mir."

Josua besaß die Widerstandsbeharrlichkeit seines Volkes. Dazu hatte er wirklich nur höchst geringe Kenntnisse in der Heilkunde. Dennoch wurde sein Entschluß, dem wettergebräunten Kriegsmanne nicht Folge zu leisten, durch den Namen Lucrezia gebrochen.

„Ihr seid im Dienste der Donna Lucrezia Borgia?" fragte er.

„Der schönsten Frau der Erde," bestätigte der Andere.

„Das ist gewiß oder ich will verwesen Glied für Glied," entgegnete der Hebräer, „eine Schönheit, wie sie vordem kein Mensch gesehen. Mich wundert nur, daß ihr Gemahl, der sehr edle Herzog von Bisceglia, es über sein Herz bringen kann, sie von seiner Seite zu lassen."

„Die Tochter unseres heiligen Vaters soll wohl

erst um Erlaubniß fragen?“ versetzte der Krieger: „Genug aber des Geschwätzes! folge mir!“

„Ich werde Eurem Willen nachkommen,“ entgegnete Josua; „aber Ihr werdet bald bemerken, daß ich nicht allzu viel vermag. Besser wäre es gewesen, wenn Ihr meine Tochter getroffen — die hat es von ihrer Mutter gelernt, wie man Arzneien bereitet und Liebestränke kocht.“

„Also Deine Tochter, Jude, ist erfahren. Nun, wir wollen sie rufen, wenn Du nicht zu helfen vermagst. Zuvor aber vorwärts!“

„Wie Ihr es wünschet, Signore Capitano; obgleich ich es für besser erachte, mein Kind baldigst zu rufen, das sogleich mit Hülfe bei der Hand sein kann, wenn überhaupt noch Hülfe möglich ist.“

„Aber der Weg wird lang sein.“

„Nicht so lang wie Ihr denkt; ich wohne in Trastevere*), nicht weit von dem Ponte di San Bartolomeo**).“

---

*) Erst im Jahre 1556 errichtete Pabst Paul IV. aus dem Hause der Caraffa das römische Ghetto, in welches die Juden am 26. Juli wehklagend und weinend einzogen, während sie vordem meistens im Trastevere wohnten.

**) Im alten Rom pons Cestius.

„Gut, geht voran und schnell — meine Schwester darf nicht zu lange warten.“

Der Jude kam dem Befehle des Andern nach und eilte mit einer Schnelligkeit den Weg, den er eben gekommen war, zurück, daß man seine Jahre fast hätte vergessen können und sein Begleiter sich anstrengen mußte, ihm ohne Laufen zu folgen.

„Mag der Signore Carlo ein wenig warten,“ sagte Josua im Selbstgespräche: „ich denke, daß mir dieser Goliath, der mich hat angehalten, gute Dienste leisten soll. Recha ist ein kluges Weib und weiß die Gelegenheit zu benutzen.“

Nach einem nicht weiten, aber des starken Schrittes wegen anstrengenden Marsche blieb der Jude vor dem Hause in Trastevere stehen, welches er und die Familie seiner Tochter bewohnte.

„Ihr werdet Euch doch nicht scheuen einzutreten?“ fragte er den Anderen.

„Pah,“ entgegnete dieser: „Habe schon öfter gesehen, wie Ihr verfluchte Juden haust. Giulio del Alma fürchtet sich vor dem Satan nicht; könnte mich sonst Donna Lucrezia in ihrem Dienste dulden?“

Mit diesen Worten betrat er das Haus des Juden.

Josua führte ihn in ein Zimmer, welches zu jedem Empfange bestimmt war und zu dem Zwecke, den Neid nicht zu erregen, eine schmutzige Dürftigkeit zu Tage trug. Ueber sie rümpfte Giulio die Nase.

„Hast Du kein besseres Gemach?“ fragte er.

„Ich bin ein armer Mann,“ versicherte der Jude, „der sich kümmerlich ernährt und die Kinder meiner Tochter, seitdem ihr armer Mann zu Tode gestochen wurde.“

Der Kriegsmann äußerte nicht seinen Unglauben, um so weniger da in der nächsten Minute Recha in das Zimmer trat und nach dem Verlangen der Beiden fragte.

Zweites Kapitel.

Die Tochter des Juden.

Giulio del Alma hatte während keines Augenblicks geglaubt, daß Josua's Tochter eine Schönheit sei, machte doch des Vaters Aeußere schon einen unvortheilhaften Eindruck; aber ein Weib von solcher Häßlichkeit, wie sich ihm hier in Recha Benoni zeigte, hatte er nicht zu sehen erwartet, und unwillkürlich schrak er vor ihr zurück.

Italien ist das Land der Schönheit und die weibliche Jugend zeigt Gestalten und Züge, wie sie den Mann zu bezaubern vermögen; aber wenn die Jugend entwichen, wenn Alter und Armuth und Schmutz das Weib erfassen, da verwandelt sich die Venus in eine Gorgo, deren Anblick entsetzt. Nur zu leicht geht das Göttliche in das Hexenhafte über, und vom Capitol bis zum tarpejischen Felsen ist nur ein Schritt.

Der Kriegsmann im Dienste der Herzogin von Bisceglia war weder fein gebildet, noch hatte er bisher nur Schönheiten gesehen; eine solche Häßlichkeit wie Recha war ihm jedoch in seinem Leben nicht erschienen, und unwillkürlich schauderte er zusammen, beschlich ihn das Gefühl des Grausens und des Ekels.

Den Juden, Vater sowohl wie Tochter, war der Eindruck nicht entgangen, den die widerliche Häßlichkeit der Letzteren erregt hatte; aber Beide waren weit entfernt, davon beleidigt zu sein oder es zu zeigen. Mit völlig ruhigem Tone fragte das Weib nach dem Begehren der Männer.

„Schnell, Recha,“ versetzte Josua, „suche Salben und Büchsen zusammen, der sehr glorreiche Signore Capitano Giulio del Alma, den Du hier vor Dir siehst, verlangt Deine Hilfe.“

„Ei, ei,“ krähte die Jüdin, „und womit kann ich dem Herrn dienen, der so krank ist, daß er es nicht verschmäht, bei lichtem, hellem Tage mit den Nachkommen Jakobs zu verkehren und die Häuser Israels zu betreten?“

„Ich bin nicht krank,“ entgegnete Giulio; „aber meine Schwester bedarf Deiner Hilfe.“

„So, so, und wo sitzt es der Dame? was fehlt

ihr? Ich muß es wissen, daß ich das richtige Mittel mit mir nehme und keine Verzögerung eintritt, die gefährlich werden könnte."

„Wozu die vielen Worte?" erwiderte der Gefragte: „ich weiß nicht, was Josefa fehlt, woran sie leidet — Krämpfe, Fieber und dergleichen — ich habe sie bei der Mutter zurückgelassen, die alte Frau vergeht in Angst, ehe wir wieder heimgekehrt sind. Darum rüste Dich schnell."

„Und seit wann ist Eure Schwester erkrankt, edelster Capitano?" fragte Recha weiter: „seit wann hat der Dämon der Krankheit sie befallen?"

„Diavolo! Frage das sie selbst und eile Dich, daß wir aus dieser schmutzigen Höhle kommen."

Josua verstärkte den Befehl des Anderen mit einem Wink, und Recha verließ eiligst das Zimmer. Als sie sich entfernt hatte, wandte sich Giulio an den Alten, während er auf den Fußboden spie.

„Es muß wahr sein, Jude," sagte er mit jener Rücksichtslosigkeit, die im Mittelalter dem hebräischen Volke gegenüber Sitte war, „Du hast da einen Schatz, den Dir wohl kein Galan rauben wird. Und dieses Prachtexemplar ist verheirathet gewesen und hat Kinder geboren? Himmel! was kann eine Meerkatze zu Tage bringen?"

Ueber das Gesicht des alten Juden lief ein düsterer Schatten: „Und doch wird vielleicht die Meerkatze Donna Josefa, Eure Schwester, vom Tode retten und ihr wiedergeben die Gesundheit.“

Giulio fühlte nicht den Vorwurf, der in diesen Worten lag: „Ich will es wünschen,“ bemerkte er, daß die Tränke gute Wirkung haben. Woher weißt Du aber, wie meine Schwester heißt?“

„Ihr habt den Namen schon genannt,“ antwortete Josua Benoni.

„Dann ist es kein Wunder, daß Du ihn weißt,“ sagte Giulio; „wohl aber staune ich darüber, daß die Lieblichkeit Deiner Tochter sie noch nicht in den Verdacht gebracht hat, eine Hexe zu sein, zumal da sie Tränke zu mischen versteht. Ich habe wenigstens Weiber angeklagt gesehen, die gegen Deine Recha wahre Engel zu nennen waren.“

Dem alten Juden war das angeschlagene Gespräch unbequem und peinigend, deshalb suchte er es mit der Frage zu ändern, ob der Capitano zu der nächsten Umgebung der schönen Tochter des Papstes gehöre.

„Wo denkt Ihr hin?“ entgegnete Giulio del Alma: „Nein, ich befehlige nur die Trabanten, welche

meine Gebieterin umgeben, wenn sie eine Reise unternimmt. Da habe ich freilich mit meinem Leben einzustehen, daß der Frau Herzogin kein Unfall zustößt, sonst aber sehe ich sie oft Tage nicht; denn die Befehle für uns bringt mir Signor Gregorio, der Geheimschreiber."

„Ihr habt doch aber den Palast der Donna Lucrezia zu hüten, Signor Capitano."

„Wenn sich meine Gebieterin hier in Rom aufhält, auch das nicht. Dann bin ich mein eigener Herr und kann in den Straßen nach meiner Bequemlichkeit umherschweifen; denn hier wachen die Brüder über ihr Heil und ihre Sicherheit, Don Giovanni, wie Don Cesare, der Kardinal."

„Und vor Allem der liebende Vater, Seine Heiligkeit Papst Alexander VI."

Der Kriegsmann vernahm nicht den beißenden Spott, der in dieser Rede des Juden lag, deshalb setzte er hinzu: „Wie ihre Mutter, Donna Rosa Vanozza. Doch wo bleibt Deine Tochter? ich habe nicht Lust noch länger ihre Schönheit zu entbehren. Hast Du nicht gesagt, daß sie verheirathet gewesen?"

Josua nickte zustimmend: „Das war vor zwölf Jahren," fügte er hinzu.

„Zwölf Jahre ist freilich eine lange Zeit; aber so viel können sie doch nicht bewirkt haben, daß ich auf den Glauben kommen könnte, Deine Tochter sei damals nicht schon ganz abscheulich häßlich gewesen.“

„Und doch behagte sie einst dem Duca von Gravina, daß er sie mit Gewalt den Ihrigen entführen ließ und sie zu seinem Liebchen machen wollte.“

„Du lügst, eine Person wie Deine Tochter kann keinen Orsini reizen,“ unterbrach Giulio den Juden.

„Ich rede die Wahrheit,“ entgegnete Josua mit Bestimmtheit.

„Dann muß ein Zauberer Deine Tochter umgestalten haben.“

Die Lippen des alten Mannes preßten sich fest aufeinander, in seinen Augen glühte ein dunkles Feuer, seine Brust hob sich gewaltsam.

„Kein Zauberer,“ brachte er mühsam über die Lippen; „die Frau Herzogin sorgte nur dafür, daß die Tochter Israels dem Herzen und dem Auge eines Orsini nicht gefährlich werden könnte. Hahaha! war das nicht ein lustiger Scherz der hochgebietenden

Donna? Aetzende Wasser und die Streckbank der Folterkammer machten aus der bewunderten Schönheit ein Scheusal*). Möge sie lange leben, die gnädige Herzogin — und sehen, wie Alles zerfällt, was ihrem Herzen theuer.“ Die letzten Worte murmelte Josua zwischen den Zähnen.

„Also die Herzogin von Gravina hat Deine Tochter so entstellt?“ bemerkte Giulio: „ich konnte es mir denken, daß das nur die Eifersucht zu Stande bekommt. Im Grunde war die Dame in ihrem Rechte, und Ihr könnt ihr danken, daß sie Deiner Tochter das Leben ließ.“

„Ich bete auch, daß der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ihre Gnade vergelten möge an Kinder und Kindeskinder bis in das tausendste Glied.“

In diesem Augenblick erschien Recha wieder in der Thür und machte so dem Gespräche ein Ende. Die Jüdin trug einen ziemlich großen Korb am Arme.

„Signore Capitano, ich bin bereit,“ redete sie

*) Diese schreckliche That ist historisch. Die damalige Zeit gab der Herzogin von Gravina in ihrem Verfahren gegen das Judenweib Recht und fand es milde, daß Recha das Leben gelassen wurde.

Giulio del Alma an: „zeigt mir den Weg zu Eurer kranken Schwester. Vielleicht gelingt es der Tochter Israels ihr Genesung zu bringen.“

Ohne weiter an Josua ein Wort zu wenden, kaum daß er ihn herablassend stolz grüßte, verließ der Soldat das Haus des Juden. Hinter ihm her wankte hinkend die Jüdin.

„Der Herr gehe mit Dir und mache Dich geschickt, daß Du Hilfe bringst,“ rief der Vater ihr in hebräischer Sprache nach. „Und nun zu Signor Carlo, der mich schon lange erwartet,“ sagte er zu sich und ging der Hausthür zu. Plötzlich blieb er jedoch stehen und schüttelte das Haupt. „Darf ich das Haus verlassen, da Recha fern ist? Wo es ein Lamm giebt, ist auch der Wolf auf der Lauer, und Fuchs und Marder wittern leicht den Hühnerstall. Pah! Esther braucht ja nur fern zu bleiben und Moses Niemandem zu öffnen außer der Mutter und mir. Das will ich den Kindern doch sagen.“

Der Jude betrat die Hinterzimmer, welche gegen den Schmutz der vorderen Räume mächtig abstachen; wenn der Luxus freilich auch hier nicht vertreten war, so zeigten sie sich doch wohnlich und waren sogar mit einem gewissen Comfort ausgestattet, was freilich

nicht verhinderte, daß eine wahre Harmonie in der Einrichtung vermißt wurde. Wie konnte es auch anders sein? Der Sinn des Schönen entschwindet einem zu Boden getretenen Volke, entschwindet dem Sklaven.

Drittes Kapitel.

Des Bruders Flucht.

In der Mitte des Zimmers saß auf einem niedrigen Tabouret mit gekreuzten Beinen ein junges Mädchen, dessen Gestalt und Züge von einer wunderbaren Harmonie waren. In dem Alter, wo die Jungfrau sich aus dem Kinde so eben entfaltet hatte, zeigten die Formen eine Rundung und Vollendung, wie man sie sonst nur in reiferen Jahren zu sehen gewohnt ist.

Die Züge des Antlitzes waren nicht allein regelmäßig schön, sondern trugen auch nur so viel vom orientalischen Typus an sich, um charakteristisch zu sein. Das dunkelbraune Haar, die fein geschweifte Braue, die lange Wimper, unter der das sanfte und doch glühende, schwarze Auge hervorblitzte, kontrastirten gegen das feine Kolorit des Teints, der von einem Dichter ohne Uebertreibung mit Schnee und

Blut, mit Lilien und Rosen hätte verglichen werden können. So hätte sich ein Praxitelas, ein Phidias die Psyche gedacht.

Doch nein, zu einer Psyche paßte die maurische Kleidung keineswegs, die zu sehr auf die Erde deutete, um an Gestalten der griechischen Mythe zu erinnern. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie unmalerisch; aber das weite Beinkleid von feuerrother Seide, aus dem der kleine, schmale, mit gelbem Stiefel bekleidete Fuß hervorlugt, die eng anschließende blaue Tunica, welche die Formen des Leibes scharf erkennen läßt, der von einem Cachemirshawl gewundene Turban führen mehr zum Leben und zur Sinnlichkeit zurück, als der Olymp oder der christliche Himmel duldet.

Einen schreienden Gegensatz zu der lieblichen Gestalt des Mädchens bildete das Aeußere eines Burschen von ungefähr zwölf Jahren, der am Fenster vor einem Tischchen kauerte. Auf diesem lag ein kleiner Haufe Goldstücke, und der Knabe war beschäftigt, ihr Gewicht mit einer feinen Feile zu verkürzen.

Zwischen Alter und Jugend ist es schwer Aehnlichkeit zu finden, wenn nicht die Phantasie einen zu weiten Spielraum besitzen soll. Trotzdem leuchtete

es auf den ersten Blick ein, daß zwischen dem alten Juden und dem Burschen am Fenster eine innige Verwandtschaft bestehen mußte; da war dasselbe spitzige Kinn, dieselbe gebogene Nase, das tiefliegende Auge mit dem schlauen lauernden Ausdruck; ja selbst die bei der Arbeit gebeugte Figur des Knaben erinnerte an die des alten Benoni. Auch das Wams und das Beinkleid des Jungen zeigten eine ähnliche Schäbigkeit wie Josua's Kaftan.

„Kinder," hob der Eintretende an, „Eure Mutter ist fortgegangen und auch ich muß das Haus verlassen; seid deshalb doppelt vorsichtig, daß die Gefahr nicht über uns hereinbreche. Wenn Du nicht ganz fest überzeugt, daß ich oder Deine Mutter läuten, so rühre Dich, Moses, nicht von Deiner Arbeit, und auch Du, Esther, Licht meiner Augen, laß nicht Deine Nadel ruhen."

„Wie Du es willst, Großvater," sagte das Mädchen mit freundlicher, wohlklingender Stimme: „ich werde noch gute drei Stunden schaffen müssen, um die Schäden dieses Teppichs zu beseitigen."

„Strenge Deine Augen nicht zu sehr an, Du süße Lust meines Alters," bemerkte Josua: „Ist die Arbeit nicht in drei Stunden gethan, ist sie es in

vieren. Schau, wie geschickt Du bist!" fuhr er fort, den kostbaren Teppich, den ihre Hand ausbesserte, betrachtend: „Wenn Du so weiter machst, wird die Waare den zehnfachen Werth haben, als ich dafür gegeben."

„Und für mich hast Du kein Wort des Lobes," murrte Moses.

„Sei nicht neidisch auf Deine Schwester, Sohn meiner Tochter," entgegnete Josua verweisend.

„Ich sollte meinen," versetzte der Bursche, „daß Du mir auch ein gutes Wort sagen könntest; sind nicht die Dukaten gefeilt, daß es eine Freude ist? Aber Du und die Mutter streicheln und schmeicheln Esthern fort und fort, und für den Moses habt Ihr schließlich nichts mehr als verdrossene Mienen."

Josua schüttelte das Haupt: „Willst Du die Eltern schmähen? gedenkst Du nicht des vierten Gebotes unseres Gottes, gelobt sei er —? Wir wissen sehr wohl, daß Du ein anschlägiger Kopf bist, daß Du Fähigkeiten besitzt, die Dir einst von großem Nutzen sein können; Du bist aber auch ein Knabe und wirst ein Mann werden. Der Mann muß gehärtet sein, daß seine Kraft groß werde, um den Stürmen zu widerstehen und ein Anhalt zu werden für die Seinen,

die sich an ihn lehnen wollen. Wehe dem Buben, der da stets gewiegt und gekost wird — er wird untergehen, wenn der Sturm das Schiff seines Lebens umtobt, wenn die eiserne Hand des Schicksals ihn ergreift. Sei fleißig, mein Sohn, daß Du erstarkest, übe die Kraft, daß sie wachse und liebe die Deinen, daß es Dir wohl gehe."

„Das thue ich, bei unserem lebendigen Gotte, gelobt sei er," sagte der Knabe: „Ach, wenn Du immer so zu mir sprächest, würde ich glücklich sein. So wahr ich lebe, beneide ich nicht Esther, daß sie geschmückt ist wie eine Königin, obgleich ich nur Lumpen trage; ist sie mir doch eine liebevolle Schwester, die mich oft getröstet, wenn die Mutter auf mich geschmäht, oder wenn die Gojim mich geschlagen und gestoßen wie einen Hund, daß ich weinte bitterlich und salzige Thränen."

„Ja, sie ist ein gutes Kind, unsere Esther," nahm Josua wieder das Wort, „und Du thust wohl sie zu lieben."

Sodann trug der alte Benoni nochmals Moses auf, nicht die Hausthür zu öffnen, wenn er nicht fest überzeugt sei, daß es Mutter oder Großvater sei, die Einlaß begehrten, strich kosend die Wange seiner

Enkelin und entfernte sich, ihr noch einen liebevollen Blick zusendend.

Als er das Zimmer verlassen hatte, trat der Bruder zu seiner Schwester und legte die Hand auf ihre blendend weiße Schulter Wer den Knaben jetzt in das Gesicht geschaut, hätte ihn sicher trotz seiner jugendlichen Formen für bedeutend älter geschätzt.

„Esther," sagte er mit einem wohlklingenderen Tone, als seine Sprache bisher besessen hatte: „der Großvater ist wohl gut; aber ich muß fort, soll ich nicht hier sterben, muß bald aus dem Hause."

„Du bist thöricht, Moses," versetzte sie: „draußen würdest Du vergehen."

„Ich werde nicht vergehen, wie das Unkraut nicht vergeht, mag der Fuß der Menge darauf treten."

„Du bist nicht mit dem Unkraut zu vergleichen. Auch würdest Du der Mutter und dem Großvater Kummer bereiten. Wirf ihn bei Seit', den häßlichen Gedanken, daß unsere Mutter Dich hasse."

Der Knabe schüttelte heftig das Haupt: „Hasse?! Nein; aber sie liebt mich nicht, und das schmerzt. Du hast ihr ganzes Herz; denn Du bist wie die Rose auf den Feldern, ich wie der häßliche Dornbusch: Du bist wie die Taube, ich wie die Fledermaus. Wer

könnte dem Dornbusch und der Fledermaus zugethan sein, wenn Rose und Taube in ihrer Nähe? Das ertrage ich nicht, kann ich nicht ertragen."

Der Teppich war Esthers Händen entsunken; sie erhob sich rasch von ihrem Tabouret und schlug ihre vollen, weißen Arme um den Hals des Bruders. Thränen perlten in ihrem Auge.

„Nein, nein, ich lasse Dich nicht fort, Moses," rief sie: „Wahrlich, Du thust der Mutter Unrecht, Du hörst mit falschem Ohr. Rauh ist stets ihre Ausdrucksweise."

„Mir gegenüber," setzte er hinzu.

„Nicht nur Dir gegenüber," erwiderte sie: „Du weißt ja, wie die Gojim mit ihr verfuhren."

„Ja, ich weiß es," versetzte er, und seine Faust ballte sich, während es in seinem Auge blitzte. „Die Gojim haben meinen Vater erschlagen und meine Mutter gepeinigt — Fluch über sie! — Esther, fast kommt es mir vor, als ob die Mutter mich haßt, weil ich kein Held wie Judas der Makkabäer sein werde und sie nicht rächen könnte, sie und unser Volk. Ja, ich bin schwach — und feig."

„Wie könnte die Mutter Dir zürnen, daß Du kein Simson bist? Ist das Deine Schuld?" warf Esther ein.

„Meine Schuld so wenig, wie Du für Deine Schönheit verantwortlich gemacht werden darfst," entgegnete er; „aber die Menschen fragen darnach nicht; würden sonst die Christen uns unter die Füße treten?"

„Ja, sie sind ungerecht; aber unsere Mutter nicht," versetzte das schöne Mädchen.

Der frühreife Knabe schüttelte das Haupt, seine Stirn war mit Wolken überdeckt.

„Genug der Worte!" sagte er nach einer Pause: „Alles ist erwogen — ich verlasse Euch."

„Moses, Du brichst dem Großvater und der Mutter das Herz."

„Nicht also, sie werden froh sein, daß ich fort bin."

„Und ich?"

„Du wirst Dich trösten. Lebe wohl, Esther! Von den Goldstücken nehme ich zwei mit mir."

„Nein, Bruder, Du darfst nicht gehen," rief das Mädchen und stürzte zur Thür und schob den Riegel vor.

„Soll ich bei Nacht in die Fremde, ohne von Dir einmal Abschied genommen zu haben?"

Der Ernst, der in dem Tone lag, die Festigkeit, mit der diese Worte gesprochen wurden, verkündeten den unbeugsamen Entschluß des Knaben, der unter

der italischen Sonne, unter dem Druck der jüdischen Verhältnisse damaliger Zeit, durch die versteinernde Kälte der Mutter schrecklich gereift war. Die Schwester kannte den Bruder, sie verbarg ihr Antlitz in den Händen und weinte. Da stürzte er auf sie zu und schlang seine Arme fest um ihren Nacken.

„Weine nicht! weine nicht!" rief er: „wir werden uns wiedersehen."

Esther schüttelte das Haupt: „Was einmal geschieden, findet sich nur selten wieder. O bleibe hier, Moses! verlaß mich nicht! Gieb den Gedanken auf, der uns auseinander reißt."

Der Knabe schien weich zu werden, die sanfte, einschmeichelnde Stimme drang ihm zu Herzen; doch nur kurze Zeit dauerte diese sanfte Regung, der frühere Entschluß siegte. Noch einen Kuß drückte er auf die Stirn des Mädchens, dann stürzte er, als fürchtete er erweicht zu werden, in wilder Hast hinaus.

„Moses!" schrie das schöne Mädchen, sie wollte ihm folgen; aber schon hörte sie draußen die schwere Hausthür zuschlagen.

„Zu spät."

Die Hände faltend, sank sie auf das Knie und

ein heißes Gebet stieg für den Flüchtling zu dem Gotte Israels empor.

Andachtsvoll war es gewesen, ihr Geist hatte Zeit und Raum vergessen, ihre irdischen Sinne waren entschwunden.

Endlich kehrte sie zur Erde wieder. Wie erschrak sie! Vor ihr stand ein fremder Mann, die Arme in einander geschlungen, den glühenden Blick auf sie geheftet.

Viertes Kapitel.

Der Sohn des Papstes.

Der Fremde gehörte nicht zu dem Geschlechte der Hebräer, das bemerkte das schöne Mädchen auf den ersten Blick; dazu war seine Haltung allzu aufgerichtet und selbstbewußt, man hätte stolz sagen können. Auch widersprach dem die Tracht, welche, so einfach und unscheinbar die Farben waren, in ihrem Schnitte den Cavalier zeigte: ein schwarzes Wams von Sammt mit weitgebauschten Aermeln, Beinkleider von gleichem Stoff, die bis zur Hälfte der Lenden gingen und an denen sich seidene hohe Strümpfe anschlossen, ein ziemlich starkes Schwert mit kunstreich ciselirtem Korbe, das augenscheinlich nicht nur zur Zierde dienen sollte.

Statt der gebräuchlicheren Schaube fiel ein unscheinbarer Radmantel von seinen Schultern, wie er damals des Nachts getragen wurde, wohl meistentheils um

die Gestalt des Abenteurers, des zum süßen Stelldichein schleichenden Liebhabers zu verbergen.

Das halblange Haar bedeckte ein kleiner spitzer Sammthut mit einer dunklen Feder.

Die Gestalt des Fremden überstieg nicht die Mittelgröße, verrieth aber, so schlank und elegant sie war, eine ungewöhnliche Kraft.

Ein schwarzer, kurzgehaltener Vollbart umrahmte ein bräunliches Antlitz, dessen bewegliche Züge auf Intelligenz und Geistesgewandheit schließen ließen, wie sie sich im Einzelnen wohlgebildet und einnehmend zeigten.

Dazu ein Auge voll von strahlendem Feuer, welches jetzt bewundernd auf Esther blickte.

So sehr im ersten Augenblick die Gegenwart des Fremden das schöne jüdische Mädchen erschreckt hatte, faßte es sich bald und fragte mit ihrer wohllautenden Stimme nach seinem Begehren.

„Weiß ich doch jetzt selbst kaum, weshalb ich hierhergekommen", erwiderte er: „sicher war es nicht um die Perle der Weiber zu finden, um den Demant des Orients zu schauen."

Esther schlug erröthend den Blick zu Boden.

„Ich bin solcher Worte nicht gewohnt", meinte sie befangen.

„Und wessen Schuld ist es, daß die Wahrheit nicht zu Deinem Ohre dringt?“ entgegnete der Cavalier, trat ihr näher und ergriff ihre Hand: „darf die Blume, die im Verborgenen blüht, sich beklagen, daß ihr Duft nicht entzückt, ihre Farbenpracht nicht angestaunt wird?“

Die schöne Jüdin fühlte den Druck seiner Hand, zitternd zog sie die ihre zurück.

„Signore, Ihr berührt die Hand eines Wesens, das die Christen verabscheuen, einer Tochter Israels“, erwiderte sie: „Ihr werdet bereuen — —“

„Nicht weiter, Engel des Lichtes“, unterbrach er sie: „Schmähe mich nicht, indem Du mich mit den Thoren verwechselst, mich zu der großen Menge wirfst. Ebenso wenig, wie ich Dein Volk für ein auserwähltes halte — 'es müßte denn sein, weil Du in ihm geboren —, meine ich, daß der Verkehr mit ihm herabwürdigend wäre. Nein, nein, das Vorurtheil ist bei Seite geschleudert und es vermag im Herzen nichts über mich.“

Esther hatte ihre Augen wieder zu ihm erhoben: „Ihr macht mich staunen, edler Herr — das hat noch kein Christ gesagt und Ihr werdet — —“

„Es wiederum bereuen?!“ rief lachend der Fremde:

„Nun daß die Neue voll werde — —", und plötzlich schlang er, unerwartet, seine Arme um sie, und ein glühender Kuß brannte auf den noch unentweihten Lippen der sich sträubenden Jungfrau.

Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus und entriß sich mit Aufgebot aller Kraft seiner Umschlingung. Aus ihren Augen stürzten Thränen, und in den äußersten Winkel des Zimmers flüchtend, faltete sie dort wie zur Bitte die Hände über die Brust. Der Fremde schaute mit einem Ausdruck auf sie, in dem sich Bewunderung ihrer Schönheit und ein Nichtverstehen ihres Gebarens aussprachen.

„Du fliehst mich wie die Taube den Geier", sagte er mit seiner tiefen Bruststimme: „meine Raschheit hat Dich erschreckt, und doch solltest Du eine Huldigung Deiner Schönheit erwarten. Mädchen, glaube mir, wer kalt und ungerührt Dich schauen kann, den magst Du fliehen; wer aber — —"

„Sprecht nicht weiter, Signore" bat Esther: „Bedenkt, ich bin ein schutzloses Wesen — Geht! Um des Himmels Barmherzigkeit, geht!"

Sie sank auf die Knie, und ihre Stimme hatte den dringend innigen Ton, der selten seine Wirkung verfehlt. Der Cavalier kam aber ihrem Flehen nicht nach.

„Ist mein Anblick Dir so widrig, daß Du mich von Dir stößt? entgegnete er lächelnd: „Oder hältst Du mich wirklich für einen so großen Thoren, daß ich den Nectarbecher bei mir vorüber gehen lasse, ohne ihn bis auf die Neige auszuschlürfen? Bei meinem Schwert, Du bist zu schön, als daß ich des Blutes Wallung gebieten könnte. Du darfst Dich dreist gegen Lucrezia stellen und mit ihren Reizen wetteifern."

„Und Niemand hier, der mich schützte!" rief Esther: „Gott Israels, hilf! hilf deinem Kinde!"

„Du fürchtest Dich also wirklich?" versetzte der Fremde: „Was erschreckt Dich so an mir, Du gläubiges Mädchen, daß Du zu deinem Gotte Zuflucht nimmst? Oder meinst Du, die Liebe sei ein so fürchterliches Ungethüm, daß es Dich verschlingen würde? — Doch die Zeit verstreicht, mit ihr das Glück. Wer die Zauberblume nicht pflückt, weiß nicht, ob ihm je die Gelegenheit wird, sie zu genießen."

Er riß sie in die Höhe, im nächsten Augenblick ließ er sie mit einem Schrei wieder frei. Der Dolch, den die schöne Jüdin aus seinem Gürtel gerissen hatte, glänzte in ihrer Hand. Hoch empor schwang sie die Waffe.

„Du hast mich verletzt, schöne Viper", versetzte er; „aber nicht in dem Maße, daß ich nicht die Kraft besäße — —"

„Einen Schritt, Signor, und ihr seht mich als Leiche zu Euren Füßen."

Esther richtete die Spitze der blinkenden Waffe gegen die eigene Brust und der Ausdruck ihrer Züge war so entschieden, daß der Fremde unwillkürlich zurücktrat.

„Scherze nicht, Kind, mit solchen Dingen", sagte er: „Der Dolch ist scharf, und das Leben hängt nur zu oft an dünnen Fäden. Nein, lege den Stahl bei Seite! ich werde Dich nicht mehr erschrecken, so schön Du bist, liebliche Amazone."

„Ach, Ihr habt mir wehgethan, und kaum wage ich mehr die Augen aufzuschlagen", erwiderte sie.

„Hat meine Liebe Dich beleidigt, so vergieb ihrer Stärke die Ausschreitung."

Mit diesen Worten hatte er sich ihr treuherzig genaht, und während er ihr unbefangen in das Auge schaute, ergriff seine Hand plötzlich ihren Arm und entriß ihr den Dolch.

„So mein süßer Schatz", lachte er auf: „wer den Stachel der Wespe rauben will, trete mit Vorsicht auf.

Betroffen blickte ihn die Jungfrau an, eine namenlose Angst sprach sich auf ihrem Antlitz aus.

„Ihr werdet mich nicht quälen, Ihr werdet meiner Ehre schonen, wie Ihr versprochen."

„Quälen? Wo denkst Du hin? ich liebe Dich. Ehre? Hältst Du es für keine Ehre von mir geliebt zu sein? Wahrlich, Mädchen, es giebt wenig Damen in Rom, die mir nicht in die Arme flögen, wenn ich sie nach ihnen ausbreitete. Du bist so seltsam, daß ich Dich nicht verstehe, so seltsam, wie Deine Schönheit selten ist. Dein Volk ist ehrlos und Du sprichst von Ehre und vertheidigst Dich, während die Weiber Roms nach der Auszeichnung lechzen, von mir umfangen zu sein."

„Ihr redet so stolz, daß man Euch für einen mächtigen König halten sollte", bemerkte Esther.

Ein Schatten lief über die Stirn des Fremden.

„Ein König? Nein, der bin ich nicht."

„Und was habt Ihr gethan, das Euch zu Eurem Stolze Berechtigung giebt?"

„Gethan? — Mädchen, Du stellst Fragen, die ich nicht beantworten kann, und zwingst mich fast die Augen niederzuschlagen. Meine Thaten? Die Welt spricht von mir noch wenig, und selbst mein Vater

band diesen Arm.“ Er hatte sie freigelassen und war von ihr zurückgetreten.

Die Jüdin holte tief Athem, sie fühlte, daß die Gefahr, die ihr gedroht hatte, entschwinde.

„Welche Verdienste habt Ihr sonst?“ fragte sie: „seid Ihr ein Dichter, ein Maler, ein Künstler, dem die Herzen entgegen fliegen?“

Die Augen des Cavaliers suchten auf einen Moment den Erdboden; im nächsten schauten sie die Jungfrau mit lächelndem, fast ironischem Ausdruck an. „Du bist eine unbarmherzige Fragerin, süße Rose“, antwortete er, „die mir das Blut in die Wangen treibt. Verdienst? Wo kann sie sich ein Geistlicher erwerben? in dieser Zeit zumal, wo nur das Schwert gilt?“

„Ihr seid ein Geistlicher?!“ rief Esther, „und sprecht von den römischen Damen, die sich Eure Liebe zur Ehre anrechnen? Darf ein Geistlicher denn ein Weib lieben? O geht, Ihr lügt mir.“

Der Fremde lächelte auf seltsame Weise. „Und wofür hältst Du mich?“ fragte er.

Esther richtete ihre klungen schwarzen Augen auf sein Antlitz: „Für etwas Größeres, als Ihr in der That seid“, antwortete sie: „für einen Simson, welcher

der Philister zehntausend schlägt und seinem Volke zum Schutzgeist wird, für einen Helden, der zu groß ist, seine Kraft gegen ein schutzloses Mädchen zu zeigen, für — —"

„Genug, süße Rose, genug!" unterbrach er sie: „Rufe nicht die Wünsche wach, die mich unglücklich machen, da sie keine Befriedigung finden. Ein Simson, der seinem Volke zum Schutzgeist werden kann? — O wohl bedarf Italien solches Schutzgeistes, solches Helden, um es vor denen zu retten, die es unter ihre Füße treten. Ich kann ihm nicht der Helfer sein." Er drückte die geballte Faust vor die Stirn: „Und wenn ich es würde, werden wollte?" fuhr er fort: „Blut vor mir, Blut hinter mir. Ich bin kein Schwächling; aber — — Mädchen würdest Du nicht zurückschrecken vor dem Simson, der vom Blut triefend vor Dich hinträte und Dich küssen wollte?"

„Meinem Volke kommt nie der Simson wieder; aber der Messias, der Sohn Davids, den das Volk Israels erwartet und auf ihn hofft, wie die Braut auf den Bräutigam, den es mit Jubel empfangen, den es anbeten wird und begrüßen als seinen Retter."

„Und Italien — wird es seinen Retter ebenso begrüßen? wird es ihn nicht verwünschen?" Diese

Worte waren nicht an Esther gerichtet, wie auch das Auge des Fremden wieder am Fußboden haftete.

„Das vollendete Werk lobt den Meister", antwortete die Jüdin.

„Wirklich?!" erwiderte er, indem er mit leuchtendem Auge aufschaute: „daß Du wahr sprächest! daß Du die Pythia wärest, die mir — Und warum solltest Du es nicht sein, leuchtende Rose? Weil Du eine Jüdin? Pah, den Aberglauben habe ich abgestreift, der die Menschheit fesselt — — Nein, nein, meine Prophetin sollst Du sein, meine Rose, mein Demant! — Wie heißt Du, Kind?"

„Esther, Signor."

„Esther! ja Stern meines Lebens, Sonne meines Sein", Und er sank auf die Knie vor der Jüdin, die über solche Ehrenbezeugung betroffen, erschreckt die Hände faltete.

„Was thut Ihr, Signor? sprach ihre Lippe fast tonlos: „Wer seid Ihr?"

„Der Sohn des Papstes — Cesare Borgia! — "

— — — — — — — — — — — — — —

Fünftes Kapitel.

Giovanni und Lucrezia.

In dem Palaste, welchen Alexander VI. seiner Geliebten Rosa Vanozza, der Mutter seiner Kinder geschenkt und mit wunderbarer Pracht ausgestattet hatte, hielten sich meistens Giovanni und Lucrezia bei ihrer Anwesenheit in Rom auf. Beide hatten dort in besonderen Flügeln ihre Wohnungen geräumig genug selbst für den Hofstaat, welcher sowohl den Gonfaloniere des päpstlichen Stuhles, als auch die Herzogin von Bisceglia zahlreich umgab.

Auch zu der Zeit, als der Papst das Maaß der Ehren auf den Scheitel seines geliebtesten Sohnes ausgelehrt hatte, als er ihn zum Herzoge von Benevent ernannt und ihm die Grafschaften Terracina und Pontecorvo geschenkt, auch den König von Arragonien Ferdinand den Katholischen zu gleicher Zeit vermocht hatte, Giovanni mit dem Herzogthum Gandia zu

belehnen, wo Fest auf Fest zu Ehren des ältesten Sohnes Alexanders abgehalten und gefeiert wurde, wohnte er, den der Kirchenfürst zum Stammhalter des Geschlechtes Borgia bestimmt hatte, bei der Mutter.

Giovanni war ein schöner Mann, wenn auch in anderer Art als sein Bruder Cesare, der Kardinal der römischen Kirche, von dem der Vater träumte, daß er sein Nachfolger einstmals werden müsse, um das Werk der Erhöhung zu vollenden und dem Geschlechte Borgia mit Hülfe der päpstlichen Macht ein Ansehen zu sichern, wie sonst kein anderes in Italien besitzen sollte.

Giovanni war ein schöner Mann; seine Gestalt war hoch, schlank und elegant, die Züge seines Antlitzes von einer Regelmäßigkeit, die an die Schönheit seiner berühmten Schwester erinnerte, die Farben seines Gesichtes durchsichtig, fast jungfräulich, wozu das blonde lockige Haar und der sanfte Ausdruck der Augen harmonisch stimmten, die griechische Nase, der leichte, sorgsam gehaltene Schnurrbart, das gegen die Mode der damaligen Zeit sauber geschorene, volle, sanft gewölbte Kinn, die gerundeten Formen: Alles vereinigte sich, um ihn zum Liebling der Damen zu

machen und die Augen selbst der Männer mit Wohlgefallen auf ihm ruhen zu lassen, da bei aller Weichheit des Aeußeren der Stempel der Weichlichkeit fehlte.

Die Kleidung entsprach dem, was die Natur ihm verliehen hatte; sie war kostbar, geschmackvoll, ohne überladen zu sein: ein weißseidenes, goldgesticktes Wams, das den Hals frei ließ und über das ein leinener Kragen mit kostbarer Silberstickerei fiel, weite Beinkleider ebenfalls von goldgestickter Seide, die in der Mitte der Lenden fest anliegend endeten, und an die sich die faltenlosen Strümpfe schlossen. Ueber diese Untertracht fiel eine purpurne Schaube mit Hermelin verbrämt. An einem ebenfalls purpurnen, mit goldenen Schildern bedeckten Gurt hingen das Kreuzschwert und der Dolch, Waffen, die nicht nur zum Schaugepränge geschaffen waren.

In dieser Kleidung ging Giovanni Borgia, Herzog von Gandia und Benevent, lachend in seinem gewöhnlichen Gemache auf und nieder, während eine Dame in halbliegender Stellung auf dem sammetnen Ruhebett saß und die Augen unverwandt auf ihn geheftet hielt.

Wenn die Gottheit die personifizirte Wollust in schönster Gestalt hätte schaffen wollen, so wäre es

ihr unmöglich gewesen ein anderes Wesen zu bilden, als die Dame in dem Zimmer des schönen Gonfaloniers. Die Gluth ihrer Augen, die Nacht ihrer Locken, die Ueppigkeit ihrer Formen, welche das dunkele Gewand, gegen das der funkelnde Diamantschmuck leuchtend abstach, mehr hervorhob, als verbarg, die kühnen und doch weichen Züge des Gesichtes vereinigten sich, um ein Bild hervorzubringen, welches die Tugend des heiligen Antonius selbst erschüttert hätte. Wo wäre der Sterbliche gewesen, in dessen Adern menschliches, warmes Blut pulsirte, der nicht vor diesem Meisterwerke der Schöpfung bewundernd und begeistert ausgerufen: „Nichts Schöneres als dies Weib, in seinen Armen der Himmel, an seiner Brust die Seligkeit!"

Das war Donna Lucrezia Borgia, die Gemahlin des Herzogs von Bisceglia, die Schwester Giovanni's und Cesare's, sie welche mit dem großen Julius sagen konnte: „wo ich erschien, siegte ich."

„Nein, nein," rief der Bruder lachend, „es ist nicht möglich, Lucrezia — eine Jüdin sagst Du? Cesare? Beim Himmel, den Phönix möchte ich mit Augen sehen, der Dir die Huldigungen unseres Bruders Cardinal entziehen kann. Du scherzest; es ist unmöglich."

„Es ist so wie ich sagte, Gregorio hat es erkundet, und Gregorio — —"

„Ist in der That ein Mann, den man seines Spürertalentes wegen schätzen muß," fiel Giovanni ihr in die Rede: „Darum war er also gestern nicht bei dem Fest, das unser allerheiligster Vater uns gab, und wo Du, wunderbares Weib, mich durch Deine Schönheit wieder entzückt hast, daß ich den Einfaltspinsel, Deinen Gemahl, hätte niederstechen können, weil er seine Arme auch um Deinen Leib schlingen darf."

„Ja eben darum nicht," erwiderte die Schwester: „Cesare's Stimmung fiel mir schon seit einigen Tagen auf; er war ernster und gemessener, als ich ihn jemals gesehen habe, als hätte er sich vorgenommen, seiner Würde gemäß der Heiligkeit nachzustreben — scheu wich sein Blick mir aus, und sein Wesen sprach von einer Last, die auf seine Brust drücke und der er noch nicht Herr geworden."

„Wahr, und da wurdest Du neugierig," versetzte Giovanni, „und ließest Gregorio kommen, und der brachte Dir die Nachricht, daß Cesare in Trastevere eine jüdische Liebschaft besitze, die er wie einen Schatz verborgen halte."

„Ganz recht," bestätigte Lucrezia, „und seitdem habe ich das Verlangen das Mädchen zu sehen."

„Ich sollte meinen, das wäre sehr einfach herzurichten. Du schickst hin und läßt sie Dir holen. Macht Dir das Umstände, so will ich Dir dazu die Hand reichen," meinte der Herzog von Gandia.

„Du bedenkst nicht, daß Cesare dadurch in Zorn gerathen wird, daß er eine solche That — —"

„Pah, Du fürchtest Dich vor dem Bruder Cardinal allzusehr," entgegnete er.

„Ich kenne ihn; er würde mir nur nach langen Demüthigungen eine Entführung seiner Geliebten vergeben," bemerkte sie.

„Ich denke, Du kannst seiner Vergebung entbehren."

Donna Lucrezia sah zur Erde, dann sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Ich fürchte ihn."

„Du bist Rodrigo Borgia's Tochter, die Tochter Papsts Alexanders VI.? Wahrlich, die Farbe ist Dir von den Wangen entwichen — er hat es also verstanden, selbst Dich zittern zu machen. Warum hängst Du aber dann an ihm und suchst seine Nähe und entbehrst ungeduldig seiner Gegenwart?"

„Ich weiß es nicht und habe nie versucht die

Räthsel dieses Herzens zu lösen," antwortete sie: „So kann es auch Dir räthselhaft erscheinen, daß ich das Mädchen sehen möchte und doch keinen Schritt in dieser Sache wage."

„Und da soll ich für Dich handeln?" fragte er.

Die Schwester wandte ihre Augen auf den Bruder, und ihr Mund lächelte verführerisch.

„Gut," fuhr er fort: „ich werde Dir die Geliebte Cesare's schaffen, und Du sollst mit ihr machen, was Dir beliebt, so wahr ich das Banner mit den Himmelsschlüsseln trage und unsere Mutter Rosa Vanozza ist."

„Er wird den Raub erfahren und wissen, wer ihn verübt hat," wandte sie ein.

„Pah, ich trotze seinem Zorn und lache seine Wuth hinweg. Schließlich folgt Versöhnung."

„Und Du wirst nie verrathen, daß ich die Ursache gewesen, daß ich Dich veranlaßt — —?"

„Ohne Sorge, mein süßes, schönes Schwesterlein, ich nehme die That auf mich. Bei unseres Papa spitziger Mütze und Cesare's rundem, rothem Hute, ich habe vor den Beweis zu führen, daß der Herzog sich nicht dem Pfaffen entgegen zu treten und in seinem Revier zu jagen fürchtet. Hahaha! ich will einen Spaß aufführen, wie er noch nicht erlebt worden. Eine

Jüdin zum Liebchen zu wählen? — der fromme Cardinal!"

Lucrezia sprang von dem Ruhebett auf. „Laß Dich küssen, mein tapfrer Ritter," rief sie: „Ich habe freilich nie an Deinem Muth gezweifelt, Giovanni; aber nie bist Du mir kühner erschienen."

„Und wo wohnt die Jüdin, Cesare's Geliebte?" fragte der Bruder, die Umarmung der Schwester erwidernd: „wohin kann ich meine Jäger senden, das Wild uns einzubringen?"

„Nach Trastevere — ihr Vater oder Großvater heißt Josua Benoni, der aber von der Liebschaft nichts ahnt," lächelte Donna Lucrezia.

„Das ist genügend."

„Und wann und wohin willst Du mir die Jüdin schaffen, daß ich sie sehen kann?"

„Wann die Dunkelheit heraufgezogen, laß ich sie aufheben und hierher führen."

„Wie wird sich Cesare wundern, wenn er sein Täubchen nicht findet! Geben wir sie ihm zurück?"

„Das wollen wir uns später fragen. Willst Du mit dem Weibe noch etwas anderes angeben, als sie bequem in das Auge fassen?"

„Ich werde sie fragen, wodurch sie Cesare gefährlich geworden."

„Fast sollte man glauben, daß Du auf sie eifersüchtig bist, weil sie unseren Bruder Rothhut in Fesseln geschlagen hat," bemerkte Giovanni und in seinem Tone herrschte Verstimmtheit.

Die Schwester lächelte ihn an. „Thor," sagte sie, „weißt Du nicht, wie schön Du bist?"

Giovanni schlang seine Arme leidenschaftlich um Donna Lucrezia: „Circe, Zauberin!" tönte es von seinen Lippen.

„Wer kommt?" fragte sie, sich aus seiner Umschlingung befreiend.

Unmuthig heftete der Herzog von Gandia seine Blicke auf die Thürvorhänge. Sie rauschten auseinander, und eine Frau zeigte sich den Geschwistern. Es war Rosa Vanozza, die Geliebte Alexanders VI.

Diese einstmals höchste Schönheit Roms hatte noch immer so viel Reize bewahrt, um manches Auge auf sich zu ziehen. Damals, im Jahre 1497, schon zweiundfünfzig Jahre zählend, erschien sie nicht älter, als habe sie erst fünfunddreißig Lenze an sich vorüberstreifen lassen.

Die Kunst der Toilette suchte Alles zu ersetzen,

was die Zeit ihr entführt hatte, und die fürstliche Pracht, mit der sie sich umgab, trug nicht wenig dazu bei, sie noch immer als bewunderungswürdige Donna erscheinen zu lassen. Das bezaubernde Lächeln Lucrezia's hatte diese von der Mutter ererbt, welche in ihren späteren Jahren es besonders gern anwandte, um zwei weiße prachtvolle Zahnreihen ahnen zn lassen.

Rosa war auch von so hoher Gestalt, wie die Herzogin von Bisceglia; aber ihre frühere Ueppigkeit ging schon in Korpulenz über, welche die Grenzen des Schönen überstieg und die selbst das Schnürleib nicht verdeckte; sonst hätte man sie mit der Juno vergleichen können.

„Gegrüßt, meine Lieben," nahm die Mutter das Wort: „Wie ich hoffe, habt Ihr wohl geruht."

„Wie immer, wenn ich in Deinem Hause, unter Deinem Schutze weile," erwiderte Lucrezia.

„Meine gute, schöne Tochter," versetzte Rosa, und der Ton war so innig, so liebevoll, wie ihn keine Kunst, keine Verstellung hervorzubringen weiß: „Aber was sehe ich! Du bist noch ungeschmückt und verläßt Dich auf die zauberischen Reize Deiner Jugend. Hat die Herzogin von Bisceglia die Rathschläge vergessen, welche die Mutter einst ihrer Lucrezia zu Theil werden ließ."

„Du irrst, theuerste Mutter,“ entgegnete die Tochter: „ich habe nicht vergessen, was Deine Klugheit der Unerfahrenen einprägte. So weise Dein Rath aber war, habe ich ihm nicht fort und fort in seinen Einzelnheiten folgen können. Du nennst mich noch nicht angekleidet, weil dieses Gewand in Schnitt und Farbe einfach erscheint, und doch hebt es meinen Wuchs, die Tinten meiner Haut. Diese Locken glaubst Du ungekünstelt und doch ist kein Haar der Beachtung entgangen. Ich starre nicht von Gold und Edelsteinen, desto mehr fallen diese Diamanten in die Augen, deren Werth Du hoffentlich anerkennen wirst. Nein, ich habe mich, Dank Deinem Rathe, nicht versäumt, wie es scheinen könnte. Nur nicht immer dieselbe, ewig neu — das reizt, das lockt.“

„Bravo, meine Tochter!“ rief die Mutter: „Du hast mich überflügelt, wie es sich geziemt.“ Sich hierauf zu dem Sohne wendend, sagte sie: „Du hast mich noch nicht begrüßt, mein Giovanni.“

„In meinem Herzen schon hundertmal,“ erwiderte der Herzog von Gandia und er zog ihre Hand an seine Lippen; doch Rosa duldete diese Verehrung nicht, sie umarmte ihren Lieblingssohn und drückte ihn heftig an sich.

„Wie Du schön bist, Giovanni!“ sprach sie: „fast so schön war Rodrigo Borgia, als ich ihn kennen lernte.“

„Das ist ziemlich lange her,“ lachte Giovanni ungeschickt: „Wahrlich wer den greisen Alexander VI. schaut, sollte glauben, daß er nie ein eleganter Cavalier gewesen sei, wie Du und Andere uns versichern.“

„Er war ein Mann, der zu bezaubern verstand,“ versetzte Rosa, „ein Mann, der die Herzen der Römerinnen im Augenblick sich zuwandte. „Rodrigo Borgia,“ war das Ziel der Wünsche, welche in der Seele der italienischen Schönheiten auftauchten.“

„Und nur meine Mutter errang es, daß seine Liebe stetig blieb und immer wieder zu ihr zurückkehrte, die ihn in Bande geschlagen,“ bemerkte die Herzogin: „Mit der Namensänderung bewahrte selbst Alexander VI. ihr dieselben Gesinnungen. Du bist ein leuchtendes Beispiel.“

„Das in Betreff meiner noch keinen Nachahmer gefunden,“ versetzte Giovanni.

„Und doch wäre es wünschenswerth, daß Du Dich endlich verheirathest,“ meinte die Mutter; „das Geschlecht der Borgia beruht auf Dir und Du bist erlesen, es zur Eiche anwachsen zu lassen. Du wurdest

Herzog von Gandia und Benevent, große Besitzungen übergab Dir Dein Vater — nichts fehlt Dir als die Herzogin. Suche Dir endlich unter den Fürstentöchtern oder aus den hohen Geschlechtern das Weib, mit dem Du Dein Haus begründest."

„Du sprichst wie der Vater, wie Cesare," versetzte unmuthig Giovanni Borgia: „Wenn Du wüßtest, wie langweilig mir diese klugen Vorschläge sind, Du würdest das Deinem Sohn nicht wiederholen, würdest das den Männern überlassen, über deren weitreichende Pläne ich oft lächeln muß. Besonders widerwärtig wirkt die stete Wiederkäuung, und Cesare ist auf dem besten Wege, mir Ekel einzuflößen. Laßt mich das Leben genießen, so lange das Leben mir lächelt!"

„So fürchte ich, wirst Du die Einladung Deines Vaters nicht besonders aufnehmen, die uns zum strengen Familienkreise heute Abend zusammen beruft," bemerkte Donna Rosa Vanozza.

„Sicher geht das wieder von Cesare aus, der die beste Absicht mich zu langweilen besitzt und mir, dem Aelteren gegenüber, gern den Schulmeister spielt," erwiderte der Herzog von Gandia und Benevent; „aber ich denke die Sache umzuwenden und mich nicht als den Thoren behandeln zu lassen. Wer zu-

letzt lacht, ist der Meister, und ich hoffe, daß ich dies sein werde. Laß also meinem allerheiligsten Vater sagen, daß auch ich bei dem erbaulichen Familienkreise nicht fehlen werde, dem ich sogar eine ganz besondere Würze zu geben gedenke."

Sechstes Kapitel.

Die Entführung.

Leicht, nur zu leicht war es für den gewandten Cesare, für ihn, der das Menschenherz kannte, der mit rascher Zunge die Sprache der Wahrheit, der edelsten Leidenschaft, der Liebe redete, als ob sie ihm aus dem Innern dränge — nur zu leicht war es für ihn, ein unkundiges, bisher von dem Treiben der Welt zurückgehaltenes Mädchen zu verführen. So war ihm Esther anheimgefallen.

Vergebens war sie von den Ihrigen mit ängstlicher Scheu gehütet worden; was die Gefahr verhindern sollte, brachte der schönen Jüdin das gefürchtete Verderben. Unerfahren glaubte sie den Schwüren und Küssen des Mannes, welcher so süß zu schmeicheln verstand, glaubte sie dem Sohne des Papstes, der selbst keine Treue besaß. Ihr höchster Schatz war ihm von ihr geopfert, ohne daß ihr das

Gewissen zugerufen hätte, sie begehe ein Unrecht. Fast stolz war sie auf ihre Liebe. So war es auch nicht Scheu, daß sie der Mutter und dem Großvater das Geheimniß ihres Herzens, die nächtlichen Besuche des Geliebten, nicht verrieth; sie hätte es gern gethan und sich ihres Triumphes über den schönen Cesare gerühmt, würde dieser nicht die Heimlichkeit gewünscht haben.

Eigenthümlich wirkte die Unschuld des Opfers auf den Verführer. Er, deß wüster Sinn die Heiligkeit des Gelübdes stets mit Füßen getreten hatte, der vor nichts zurückschauderte, wenn es zur Befriedigung seiner wilden Triebe diente, fühlte fast eine Regung des Gewissens, bereute fast, Esther seinem Gelüste geopfert zu haben.

Hing es mit diesem Gefühle vielleicht zusammen, daß es ihn, dessen Leidenschaft sonst nie Stetigkeit besaß, magnetisch wieder und wieder zu dem hebräischen Mädchen hinzog? oder war es ein Werk, eine That der bezaubernden orientalischen Schönheit? Noch war er des Nachts nie ausgeblieben, keine Zerstreuung, kein Geschäft hatte ihn zurückhalten können, die seidene Strickleiter zu ersteigen, die ihm Esther auf das bestimmte Zeichen aus dem oberen Stockwerk des Hauses herabließ.

Josua und seine Tochter hatten weder von diesen Zusammenkünften eine Ahnung, noch konnten sie glauben, daß der von ihnen so eifrig gehütete Schatz schon geraubt sei. Geschäfte der verschiedensten Art, weitreichende Pläne ließen sie nicht einmal bemerken, um wieviel selbstständiger sich Esther träumte, wie ihre Wange von erhöhter Farbe flammte, ihr Auge stolzer blickte als sonst. Vielleicht auch, daß die Flucht des zwölfjährigen Moses sie mehr bewegte, als Vater und Tochter zur Schau trugen, und sie dadurch zu sehr in Anspruch genommen wurden, um dem schönen Mädchen größere Aufmerksamkeit zu schenken. —

Die Dunkelheit hatte sich schon auf die alte Roma herabgesenkt, und im nächtlichen Schweigen lagen die jüdischen Quartiere in Trastevere, kaum daß hin und wieder der Schatten eines lebenden Wesens dahinhuschte, oder daß hinter den geschlossenen Laden sich hier und da ein flüchtiger Lichtschimmer zeigte.

In dem Hinterzimmer saßen Josua und Recha an dem großen viereckigen Tisch, der Vater mit einem Rechnungsbuche beschäftigt, die Tochter mit der Nadel an einem alten Kleidungsstücke arbeitend.

Esther hatte sich schon auf ihr Zimmer im oberen Stocke zurckgezogen.

Eine lautlose Stille herrschte in dem Gemache.

Endlich unterbrach sie der alte Jude, nachdem er das Rechnungsbuch bei Seite geschoben und einen Blick auf die Tochter geworfen hatte.

„Der Ewige weiß es", sagte er, „mir will der Moses nicht aus dem Kopfe, während Du seiner nimmer gedenkst, und hast ihm doch das Leben gegeben, hast ihn in Deinem Schooße getragen und mit Schmerzen geboren. Ich möchte sagen, Du bist fast darüber glücklich, daß er gegangen ist in die Fremde, wo Niemand ihn kennt und liebt, wo er verlassen dasteht und sich winden und drehen muß, soll er nicht wie so Viele untergehen, die keine Stätte haben und keine Heimath." Dabei schimmerte eine Thräne in den grauen Wimpern des Greises.

Fast unwillig schaute die Tochter zu ihm hinüber.

„Soll ich etwa Trauer um den Sohn der Sünde anlegen, weil er entflohen ist?" erwiderte sie: „War er nicht stets die schreckliche Erinnerung an mein Unglück?"

„Was kann der Sohn für den Vater? fragte der Alte, „für den Vater, dem er nicht einmal ähnelt?"

„Hätte er ihm geglichen, er lebte nicht mehr, so wahr der Gott Israels lebt", rief das Judenweib: „Oft, gar oft — Du weißt es, Vater — ist die Verzweiflung an mich herangetreten, den Sohn des Bösewichts zu vernichten, der mir Jacob erstechen ließ — Fluch über sein Haupt! — der mich zur Metze machte — mag verfaulen sein Leib, während das Leben ihm noch nicht entfloh! — O daß ich mich damals mit diesen Händen erwürgt hätte, daß ich unter den Folterqualen jenes weiblichen Teufels geendet! Die Rache schleicht — wird sie die Gojim je erreichen, die mich gequält und mein Leben machten zur Hölle?"

„Vertraue auf den Gott unsrer Väter, gelobt sei er", ermahnte Josua, „der sein Volk aus Aegyptenland geführt und Pharao geschlagen mit Roß und Wagen und Reisigen. Vielleicht ist die Stunde der Vergeltung bald gekommen."

„Wir sind nicht weiter als vor Jahren", murrte die Tochter: „Nichts hat sich erfüllt, worauf Du mich vertröstet hast; unsere Pläne sind thöricht gewesen, Deine und meine Hoffnung umsonst."

„Wenn es uns gelingt zu Donna Lucrezia Borgia zu bringen —"

„Und was erreichen wir dadurch?“ unterbrach Recha den Alten: „Wenn ich mich wirklich ihres Ohres bemächtige, wird doch die Herzogin von Bisceglia nur ihre Wege gehen, die sie sich selbst erwählt hat.“

„Man leitet am leichtesten den, der sich selbstständig meint“, versetzte Josua: „Die Tochter des Papstes hat eine weite Hand und scheut vor nichts zurück. Auf wen sich ihr Haß wirft — — Was ist aber das?“

Recha horchte, sich emporrichtend, wie auch Josua sich von seinem Sitz erhoben hatte. Ein leises Geräusch ließ sich vernehmen, das von der Seite der Hausthür herzukommen schien.

„Das ist der Ton einer Säge oder Feile“, flüsterte die Tochter.

„Diebe!“ rang sich schwer, kaum hörbar aus der Brust des Alten.

Mit zitternder Hand griff er nach der Lampe und wankte der Thür zu, die nach dem Hausflure führte.

„Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs stehe uns bei!“ flüsterte seine Lippe.

„Bist Du unsinnig?!“ rief Racha: „willst Du in den Rachen des Wolfes eilen, in die Hände der

Banditen? Aber Du hast Recht", fuhr sie im Tone der Angst fort: „meine Tochter! zu ihr!"

Sie eilte hinaus. In demselben Augenblicke, als sie den Corridor betrat, ging am anderen Ende die Hausthür auf, und eine Schaar Männer stürzte herein. Schnell entschlossen flog Recha auf die Treppe zu; ehe sie aber die Hälfte derselben erstiegen hatte, fühlte sie eine Faust im Nacken.

„Steh'! oder ich drehe Dir das Genick um", ließ sich eine rauhe Stimme vernehmen.

„Esther", schrie Recha: „Esther! mein Kind! schließ die Thüre, schrei um Hilfe! Hilfe!"

„Wirst Du schweigen?"

Ein gurgelnder Ton drang aus dem Munde der Jüdin, im nächsten Moment rollte sie die Treppe herab und blieb am Fuß derselben starr liegen. Die Treppe hinauf stürzten Einige der Eingedrungenen. Ehe sie noch das obere Ende erreicht hatten, öffnete sich eine Thür und in ihrer maurischen Tracht, eine Kerze in der Hand stand Esther auf der Schwelle, welche den Ruf der Mutter nicht verstanden hatte.

„Da ist sie", ließ sich die rauhe Stimme vernehmen: „Das muß sie sein."

Zu spät ward das schöne Mädchen inne, daß ihr

Gefahr drohe. Sie wollte die Thür wieder schließen, schon war es unmöglich, sie wollte entfliehen, schon hielten starke Hände sie gepackt.

„Hilfe! Hilfe!“ jammerte sie.

„Sei ruhig“, lautete die barsche Entgegnung: „Niemand hört Dich!“

„Zu Hilfe! Cesare! Hilfe!“ Ihr Geschrei erstarb in den Falten einer großen Decke, die man ihr über das Haupt warf. Sie fühlte sich aufgehoben und die Treppe hinabgetragen. Die Sinne vergingen ihr — — — — —

Als Recha das Zimmer verlassen hatte, in dem sie mit ihrem Vater das unheimliche Geräusch zuerst vernommen, hatte der alte Mann einen Augenblick wie gelähmt gestanden. Doch bald ging die Erstarrung vorüber; rasch schob er den Riegel vor die Thür, löschte die Lampe und verkroch sich unter einen Haufen Teppiche, die in einer Ecke lagen.

Von dort lauschte er angestrengt. So hörte er Esthers Hilferuf und wie es bald darauf im Hause still wurde. Erst nach geraumer Zeit wagte er sich aus seinem Versteck hervor, wagte er Feuer zu schlagen und die Lampe wieder anzuzünden.

Er schlich nun auf den Flur hinaus, vom Fuß

der Treppe her hörte er ein dumpfes Röcheln. Die unheimlichen Töne kamen aus dem Munde Recha's, der ihres Kindes beraubten Mutter. Sie lag auf dem Fußboden; aus einer Kopfwunde, die sie durch den Fall davongetragen hatte, floß ihr Blut.

„Recha, Recha! meine Tochter!“ rief jammernd der alte Mann und kniete bei der Verwundeten nieder und hob ihren Kopf empor. Sie schlug die Augen auf.

„Esther! wo ist sie?“ fragte die Mutter: „wo ist mein Kind? ist sie gerettet?“

„Ich weiß es nicht.“ Und der alte Jude wiederholte den Ruf: „Esther!“ Nur der Nachhall antwortete.

„So ist sie geraubt, wirklich geraubt!“ schrie Josua und den Ruf wiederholend, raufte er weißen Haare.

„Wer ist geraubt? von wem?“ fragte eine tiefe Bruststimme von der Hausthüre her.

„Gott! Gott!“ jammerte der Großvater, kaum den Blick auf den Fremden richtend.

„Wer ist geraubt? Esther?“ wiederholte dieser.

„Ha, wer seid Ihr? kommt ihr zurück mich zu erschlagen? Thut es, Mann des Entsetzens, ich

fürchte den Tod nicht!" Doch seinem Worte entgegen zog sich Josua vor dem Eingetretenen zurück.

„Ich habe nichts mit jener That zu schaffen, die mich selber beraubt", erwiederte Cesare Borgia: „Du brauchst vor mir nicht zu beben, alter Mann. Antworte einem Freunde! Ist Deine Enkelin — —?"

„Geraubt! gestohlen!" schrie Recha: „O meine Blüthe! meine Perle! mein Stern!"

„Wohl mit Recht magst Du sie also heißen", versetzte der Cardinal, während sein Auge leuchtete: „Wann aber ist sie Euch entrissen? von wem geraubt? O steht Rede! Jeder Moment wiegt schwer."

„Es kann kaum eine Viertelstunde verflossen sein", antwortete Josua mit matter Stimme; eine tiefe Ohnmacht umnachtete wieder die Sinne der Mutter.

„Und wer? wer?" fragte hastig der Sohn des Papstes und drückte den Griff seines Dolches mit krampfhafter Hand: „Gieb Antwort, war Deine Enkelin Dir theuer."

„Ich weiß es nicht", stöhnte Josua.

Cesare stampfte wüthend den Fußboden und seine Lippen preßten sich auf einander. Da fielen seine umherrollenden Augen auf ein Stück Tuch, das

den Händen Recha's entfallen war. Mit Hast stürzte er sich auf dasselbe und beschaute es bei dem Lampenlichte.

„Ist das kein Trug?!" rief er und rüttelte heftig Recha; doch ließ er bald wieder davon ab: „Wozu auch Zeit verlieren? Diavolo! es ist klar wer mich bestohlen. Giovanni!" Wild stürzte er aus dem Hause Josua Benoni's, des Juden.

Siebentes Kapitel.

In der Osteria.

Cesare schlug die Richtung nach dem Ponte di San Bartolomeo ein und rief, noch ehe er die Brücke erreicht hatte, ungeduldig und laut: „Miguelotto."

Ein lautes „Da bin ich" war die Antwort, die ihm durch die einsame Nacht entgegenschallte, und eine dunkele, die gewöhnliche Höhe weit überragende Mannsgestalt kam mit weiten Schritten dem rasch Dahereilenden entgegen.

Etwas Grauenhaftes lag in dem Aeußeren des Gerufenen, denn seine Figur schien trotz dem langen, schwarzen, verhüllenden Mantel von einer skelettartigen Magerkeit zu sein. Dazu war der spitze Hut mit der schwarzen Feder unheimlich tief in die Stirn gerückt, so daß man unmöglich die Züge seines Antlitzes deutlich erkennen konnte, hätte auch der Mond schon

sein Licht auf ihn geworfen. Auch war sein Schritt fast unhörbar und sein Vorwärtsschreiten schien ein Schweben zu sein, wenigstens nahm man auf den ersten Blick keine Bewegung wahr. In der That rührte er auch dabei keinen anderen Körpertheil als die mit Reiterstiefeln bedeckten Beine.

Unter dem Mantel ragte ein langer Raufdegen hervor, wie sie in Toledo gefertigt wurden.

„Was habt Ihr zu befehlen, Eminenz?" fragte Miguelotto, als er vor Cesare stand.

„In dem Hause Josua Benoni's ist vor kurzer Zeit, einer Viertelstunde vielleicht, eingebrochen und ein junges Mädchen geraubt worden," erwiderte der Sohn des Papstes: „Die Schurken, welche diese That ausgeübt haben — Tod und Verderben auf ihr Haupt! — ließen diesen Fetzen zurück. Kannst Du etwas daraus erkennen?"

„Signore, es ist dunkel, aber jenseits der Brücke ist eine Osteria, die noch nicht geschlossen, und wo mancher meiner Gesellen zu trinken gewohnt ist. Erlaubt Ihr, so trete ich dort ein. In einem Augenblick bin ich wieder bei Euch zurück," versetzte Miguelotto.

„Du findest dort Genossen?" fragte Cesare.

„Männer, die wie ich zu Ew. Eminenz Verfügung stehen, sobald Ihr nur wollt; Männer, die weder das Schwert noch das Stilet zu gebrauchen sich fürchten, so wahr ich an die heilige Jungfrau von Loretto glaube."

„Gut, gehen wir dort hin, aber schnell."

Miguelotto neigte das Haupt, wandte sich und schritt in derselben Weise, wie er genaht, voraus; Cesare schlug aber den Mantel vor das Antlitz und folgte.

So gingen sie über die Brücke und standen bald vor der Osteria in einer engen Seitengasse. Die Schenke sah nicht eben einladend aus, und der Lärmen, der aus ihr herausschallte, deutete in seiner Rohheit scharf die Gesellschaft an, die hier verkehrte: Leute, jenen Klassen angehörig, die ihren Unterhalt in der Gesetzlosigkeit suchen und finden, wilde Gesellen, an Raufereien gewohnt, furchtlos und unverzagt, Banditen, Räuber und ihnen verwandtes Gesindel.

„Ihr wollt mit mir eintreten?" fragte Miguelotto bedenklich.

Cesare neigte bejahend das Haupt.

Ohne weitere Einwendung schritt der Führer in die nur schwach beleuchtete Schenke voran.

Wie man es nach dem Lärmen schon draußen vermuthen mußte, ein solches Bild bot sich den Augen des Cardinals dar; doch war der Sohn des Papstes dieser Gruppen, dieser Gesellschaft zu gewohnt, um durch eine Bewegung sein Erstaunen oder ein ähnliches Gefühl erkennen zu lassen. Den Mantel wie eine Larve vor das Antlitz haltend, folgte er seinem Begleiter, der hier den Hut förmlich aus dem Gesicht gerückt hatte und so seine harten Züge zur Schau trug.

„Ah! siehe da, Miguelotto," schrie ein Kerl in einem Lederwamse, auf dessen Schooße ein halb trunkenes Mädchen saß: „Wen bringst Du uns da, wandelnder Tod? Einen Meister oder einen Lehrling?"

„Ich würde Dir nicht rathen mit seinem Dolche Bekanntschaft zu machen, Geronimo," antwortete Miguelotto, während seine finstere Stirn sich bei der familiären Anrede mit noch dunkeleren Wolken bedeckte.

„Hoho! der Mann scheint mir eher ein Cavalier zu sein." Mit diesen Worten setzte der mit Geronimo Angeredete das freche Mädchen von seinen Knien auf die Bank und sprang auf: „Ich muß doch sehen, wen dieser Mantel verbirgt."

Im nächsten Augenblick funkelte ein Stilet in Miguelotto's Hand, während sein Auge einen leuchten=

den Blick unter den tiefliegenden Brauen hervorschoß. Ehe er aber sich auf den Anderen stürzen konnte, hatte Cesare den Gegner mit der rechten Hand bei der Kehle ergriffen, während die Linke den Mantel noch immer unbeweglich vor dem Gesicht hielt, und mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden geschleudert*).

„Suche Dir andere Leute aus, an denen Du Deinen Muthwillen ausübst," sagte er kalt.

So stark Geronimo niedergeworfen war, stand er im nächsten Augenblick auf den Füßen wieder, den Dolch in der Hand.

„Zurück, Miguelotto," gebot der Sohn des Papstes seinem Begleiter, der sich mit geschwungeuer Waffe auf Geronimo werfen wollte, „diesen Kampf fechte ich selbst aus."

Zugleich ergriff er den auf ihn einspringenden Banditen mit blitzgleicher Schnelligkeit beim Handgelenk und drehte ihm den Arm um, daß Geronimo einen furchtbaren Schrei ausstieß. Im nächsten Moment entfiel ihm die Waffe. Der Sitger setzte den Fuß auf dieselbe und die Hand des Angreifers

*) Die ungewöhnliche Körperkraft Cesare Borgia's ist historisch. So hieb er mit einem Streiche einem Stiere den Kopf ab.

plötzlich freilassend, versetzte er ihm einen Faustschlag gegen den Kopf, daß der vierschrötige Gegner zum zweiten Male zur Erde stürzte. Geronimo's Fall war so hart, daß er ohne Bewegung, betäubt liegen blieb, während ein allgemeines Bravo ob dieses Sieges ertönte, in welches sogar das Mädchen des Niedergeschlagenen einstimmte.

„Ich möchte Dich dieses Meisterstreiches wegen küssen," schrie ein anderes Weib, sich an Cesare herandrängend.

„Dazu kann ein anderes Mal Gelegenheit werden, wenn Du bis dahin am Leben bleibst."

Mit diesen Worten ging er ruhig bei ihr vorbei, durch die Gruppen, welche noch immer in die Hände klatschten, zu dem anderen Ende des ziemlich langen Saales, während jetzt ihm Miguelotto folgte. Dort ließ er sich an einem kleinen, alleinstehenden Tische nieder und winkte seinem Begleiter an seiner Seite Platz zu nehmen. Dieser kam der Aufforderung sogleich nach.

„Eminenz," sagte er sodann mit flüsternder Stimme: „ich muß Euch von Tag zu Tag mehr bewundern."

„Still!" versetzte Cesare, warf dem Wirth einen

Dukaten für die Flasche Montefiasconer hin, welche jener vor sie auf den Tisch stellte, und gab Miguelotto dann ein Zeichen sich einzuschenken. Nachdem dieser der Weisung nachgekommen war, fuhr der jüngere Sohn des Papstes fort: „Beschaue Dir jetzt den Fetzen, den ich Dir übergeben habe, und wenn Du darüber eine Meinung gefaßt hast, so kannst Du sie mir draußen mittheilen."

„Wie Ihr befehlt."

Miguelotto stürzte das Glas Wein herunter und schaute sodann auf das Stück Zeug, das ihm Cesare übergeben. Dann schüttelte er den Kopf, als könnte er etwas nicht fassen, was sich seinen Gedanken aufdrängte, goß sich aufs Neue ein Glas Wein ein, leerte es wieder auf einen Zug, sah dann wieder auf den abgerissenen Fetzen, drehte ihn hin und her und stieß dann einen spanischen Fluch aus.

„Bist Du im Klaren?" fragte Cesare.

Sein Begleiter neigte bejahend das Haupt.

„So komm." Der Cardinal erhob sich und verließ die Osteria. Draußen wandte er sich um und fragte mit dem einzigen Worte: „Nun?"

Miguelotto antwortete nicht sogleich, sondern eilte mit seinem schwebenden Gange aus der Nähe der Schenke.

„Du glaubst, wir könnten belauscht werden. Ohne Furcht, ich kenne auch diese Leute, die sich hinfort hüten werden in den Bereich meines Armes zu kommen. Rede.“

„Wie Ihr befehlt, Don Cesare; Euer Werkzeug ist stets dienstbar,“ versetzte Miguelotto: „Dieses Stück Zeug ist mit raschem, krampfhaftem Griffe abgerissen worden, wahrscheinlich beim Sturze. Die Kleidung, von der es herrührt, ist nicht abgetragen, der Stoff so gut, wie ich ihn jemals im Leben gesehen habe, die Farben — —“ Hier stockte er.

„Nun? die Farben?“

„Ich kann mich irren; aber es sind die, welche der Herzog von Gandia seine Leute an den Schultern zur Schau tragen läßt,“ erwiderte Miguelotto mit zögernder, leiser Stimme.

Der Cardinal gab keine Antwort, er ging rasch die Straße empor. Plötzlich blieb er stehen und wandte sich wieder zu dem Anderen; seine Worte waren kurz, bestimmt, fast im Commandoton.

„Du begiebst Dich sogleich zu dem Palazzo Vanozza,“ sagte er, „und läßt Dir sagen, wer die Leute gewesen, die Giovanni Borgia ausgesandt, mir meine Geliebte zu stehlen, wo sie sich befindet und was mit

ihr geworden. Deine Erkundigungen bringst Du zu Papier und sendest sie mir in den Vatican, wohin Alexander VI. seine Familie zusammengerufen und wo ich in der Wohnung meines Vaters sein werde. Du selbst erwartest mich dann in meinem Waffenzimmer."

Er winkte — mit weiten Schritten entschwebte der vertraute Diener des Cardinals.

„Also wirklich wahr," knirschte Cesare zwischen den Zähnen hervor: „der Streich geht von ihm, der glatten Schlange aus. Geduld, Brüderchen — die Partie ist noch nicht zu Ende! Du kannst mich wohl verletzen, aber nicht besiegen ... Esther! wie schön sie war, wie sanft, wie gut! Ich muß mein Täubchen wieder haben, mein unschuldiges Lieb! — Wehe Dir, Giovanni! ist sie nicht mehr, wie sie war, hast Du meine Rose gebrochen! wehe, wehe Dir!" — — —

Während des Aufenthaltes Cesare's und seines vertrauten Dieners war der frühere Lärmen in der Osteria verstummt gewesen. Mehre der Anwesenden hatten den Niedergeschlagenen aufgehoben und auf eine Bank gelegt, beschäftigten sich auch um ihn, der vom Schlage wie vom Fall völlig betäubt war; die Anderen hatten neugierig ihre Augen auf den Cardinal

gerichtet, der für sie als Fremder zum Gegenstande der Neugier werden mußte, da ihn der Nimbus des Geheimnißvollen umgab. Man erschöpfte sich während seiner Anwesenheit in gemurmelte oder geflüsterte Vermuthungen. Erst als die Beiden die Schenke wieder verlassen hatten, begann man laut seine Gedanken zu äußern.

„Bei der unbefleckten Unschuld meiner Schutzpatronin," nahm eins der Mädchen das Wort: „mag er nun sein, wer er will, er ist ein Mann, den ich küssen könnte. Wie sicher er zugriff und schlug!"

„Ja, er muß auch einen wunderbaren Dolchstoß führen," bestätigte ein Kerl in einer Sammtjacke und mit einem Antlitz, aus dem der Bravo hervorleuchtete.

„Er kann noch nicht lange in Rom sein; sonst kennte ich ihn."

„Wo nur der Spanier ihn aufgetrieben hat?"

„Warum nennst Du Miguelotto Spanier?"

„Weil er aus Spanien stammt."

„Wie der heilige Vater."

„Möglich, ich weiß es nicht; aber seit einer langen Reihe von Jahren kenne ich das Skelett und sehe es in Rom umherschweben," versetzte ein untersetzter Kerl, sich in die Unterhaltung mischend.

„Was er eigentlich treiben mag?“

„Der Miguelotto? Alles, was nur ein Mensch denken kann. Ich habe unter ihm gefochten, und ich sage Euch, er ist kein schlechter Soldat und benimmt sich, als ob er Beelzebub in Person sei.“

„Ich begreife nicht, wie man sich über den Miguelotto den Kopf zerbrechen kann. Sein Gefährte ist jedenfalls beachtenswerther — diese Kraft! Diavolo, ich will wetten, es ist ein Deutscher.“

„Ein Deutscher? Da hätte er den Mantel nicht vor das Antlitz genommen — er muß einheimisch sein, ein Römer, ein Colonna vielleicht, der sich bei dem Uebergewicht der Orsini in der ewigen Stadt nicht sicher fühlt.“

„Thorheit,“ ließ sich in diesem Augenblick Geronimo's Stimme vernehmen, der zum Bewußtsein endlich erwacht, sich auf der Bank aufgerichtet hatte: „Thorheit! Wahrlich, es kann nur Einer sein, der mich also niederschlagen konnte, und hätte ich es früher gewußt, hätte ich mich gehütet, mich ihm entgegen zu stellen.“

„Und wer ist es? Rede! — Geronimo, rede!“

„Wenn er hätte erkannt sein wollen, würde er unversteckt geblieben sein. Es ist nicht gut, den

Geheimnissen gewisser Großen nachzuspüren. Ich bin kein Feigling, aber den Satan fürchte ich; denn da ist kein Sieg zu hoffen."

„Du meinst — —?"

„Daß der Unbekannte Beelzebub gewesen, oder sein liebes Söhnchen."

Dabei griff Geronimo zum Wein und leerte den Humpen.

„Beelzebub? ich sah weder Pferdefuß noch — —"

„Dummkopf, in heutiger Zeit geht Satan in Menschengestalt umher."

Unwillkürlich schlugen die Mädchen in der Osteria das Kreuz.

Achtes Kapitel.

Papst Alexander VI. und Kardinal Orsini.

Der Theil des größten Palastes, den die Erde trägt, den je Menschen erbauten, des Vaticans, wo jetzt die neue Bibliothek, die 40,000 Bände der gedruckten Bücher, aufgestellt ist und der noch heute Apartemento Borgia heißt, bildete gewissermaßen den Mittelpunkt der Wohnung Alexanders VI. Während die Päpste der Neuzeit nur die Wintermonate, zu denen der October in der ewigen Stadt keineswegs zählt, im Vaticano zubringen, hatte es gerade jenem Manne aus dem Geschlechte Borgia beliebt, sich dort dauernd aufzuhalten, vielleicht wegen der Nähe der Engelsburg*) die er zum Castell hatte

*) Die Engelsburg (castello di St. Angelo) ist nach der Statue des Erzengels Michael auf seiner Spitze genannt und zählt als Mausoleum Hadrians (moles Hadriani) zu den ältesten Bauwerken Roms.

umschaffen lassen. Den Quirinal hatte er seinem jüngeren Sohne zur Benutzung übergeben.

Als Innocenz VIII. am 25. Juli 1492 gestorben war, hatten die Cardinäle mit großem Bedacht Rodrigo Borgia zu seinem Nachfolger erwählt; denn mochte man ihm mit Recht eine wilde Jugend und enie mächtige Leidenschaft für die weiblichen Reize nachsagen, eine Leidenschaft, welche die Jahre der wirklichen männlichen Kraft überdauerte, so hatte er auch andrerseits eine große Gewandtheit und Geisteskraft gezeigt, daß er zu Italiens berühmtesten Politikern gezählt wurde.

Auch glaubte man damals nicht, daß er dem Nepotismus huldigen würde, eine Meinung, die er in den ersten Monaten seines Pontificats auch wirklich zu rechtfertigen schien, bis er plötzlich in das Gegentheil umschlug und die Kinder, welche ihm Rosa Vanozza geboren hatte, mit Ehren und Würden überschüttete. Der Ehrgeiz, der ihn bisher beseelt hatte und der nur auf seine Person gerichtet erschien, verwandelte sich dahin, daß er seine Familie groß schauen wollte. So übertrug er das Banner Roms seinem ältesten Sohne Giovanni, während er den jüngsten zum Cardinal erhob, indem er sich

falscher Zeugen bediente, die es beschwören mußten, daß Cesare ein ehelich geborenes Kind wäre.*)

Wie die meisten sinnlichen Menschen war Alexander VI. ein großer Kunstfreund, liebte er Pracht, Glanz und Festlichkeiten, hatte er demgemäß sich mit einem Luxus umgeben, der auf Jeden Eindruck zu machen nicht verfehlen konnte, ohne daß aber durch dies selbst sichtbar hervortretende Raffinemet die äußerliche Würde des Kirchenfürsten beeinträchtigt wäre.

So übte das Gemach, in dem er sich gewöhnlich aufhielt, eine fast berauschende Wirkung auf den Eintretenden aus. Wunderbar gewebte Tapeten bedeckten mit seltenem Farbenschmucke die Wände, reiche Teppiche aus dem Orient den Fußboden. Tische und Stühle zeichneten sich nicht nur durch die Kostbarkeit ihres Materials, als besonders durch die sorgsame, künstlerische Arbeit aus, welche auf sie verwandt war.

In den vier Winkeln des Zimmers waren griechische Statuen aufgestellt, Werke, die den Stempel der bewunderungswürdigsten Meisterschaft an sich

*) Zur Erlangung der Cardinalswürde war bekanntlich die eheliche Geburt nothwendig.

trugen, wie denn der Papst ein scharfer Kenner der Künste genannt werden muß: die giustinianische Minerva, die capitolinische Venus, Ceres mit der Fackel und die Gruppe des Psyche küssenden Eros. — Und nirgends das Bildniß eines Christus? nirgends eine Mater dolorosa oder ein Heiliger? Doch; über jenem Betschemel, in Silber ciselirt, kaum eine Spanne groß der segnende Erlöser und dort zur Verzierung des Schreibzeuges ein Petrus mit den Himmelsschlüsseln, dem die in gleicher Größe gearbeitete Bacchantin, welche sich im Rausch auf die Pantherdecke gestreckt hat, das Gleichgewicht zu halten bestimmt scheint.

Dennoch würde nur ein Asket dieses Zimmer unwürdig geheißen haben, hätte nur ein ungebildeter Thor ihm das Prädicat „wollüstig" verliehen. Bei aller Pracht war es weder überladen, noch trugen die Bildwerke oder sonst etwas in ihm das Abzeichen der Frivolität, oder die Absicht die Sinne zu reizen zur Schau.

In Mitte dieses Zimmers saß Rodrigo Borgia, oder wie er als Papst hieß, Alexander VI.

Er war damals ein Mann von fünfundsechszig Jahren mit schönen weißen Locken und vollem Barte,

der auf dem rothen Sammttalar ehrfurchtgebietend herabhing, und einer hohen, nur von wenigen Furchen durchzogenen, wie aus Marmor gemeißelten Stirn. Die dunkele Farbe der Haut, das leuchtende, schwarze Auge, die scharf gebogene, aber schmale Nase, wie die festen Züge um den Mund zeugten, daß das Alter die Kraft seines Geistes nicht gebeugt, die Leidenschaft der Seele nicht abgeschwächt hatte. Auch gehörte seine Gestalt weder einem dem Grabe zuwankenden Greise, noch einem Schwächlinge an, der die Geschmeidigkeit in wilden Lüsten eingesetzt, in betäubenden Orgien verloren hat; sie war noch aufrecht und fest, als ob die Wollust ihren Besitzer niemals ergriffen hätte.

Der Papst hatte den Kopf auf die kleine Hand gestützt, deren Finger mit blitzenden Demantringen geschmückt waren, und blickte vor sich zur Erde. Keine unfreundliche Gedanken durchzogen sein Hirn; das bewies das Lächeln, welches sich auf seine Züge gelagert hatte. Fest hielt ihn das Sinnen umfangen, daß der oberste Priester der Welt es nicht bemerkte, wie sich die Dämmerung auf die Erde gesenkt hatte, wie die Nacht ihren schwarzen Sternenschleier bald über die Erde ausbreiten werde. Er

bemerkte es auch nicht, wie sich die Thüre öffnete, wie mit lautlosem Schritte der vertraute Kammerdiener mit Licht erschien und den siebenarmigen Leuchter vor ihm auf den Tisch niedersetzte.

Gomez war erst mit dem Pontificate Alexanders Geistlicher geworden, damit er, ohne der Sitte entgegenzutreten, fortfahren könne, seinen früheren Herrn zu bedienen. War ihm jedoch die Kutte bisher völlig fremd gewesen, so hatte er sich bald hineingefunden, daß es den Anschein hatte, als sei er mit ihr geboren. Vertraut mit den Lastern und Leidenschaften seines Herrn und ihnen selbst ergeben, war sein Aeußeres von einer solchen Demuth, von einem solchen Frömmigkeitsschimmer übergossen, daß man ihn für einen Heiligen hätte halten sollen.

So wenig Rodrigo Borgia jemals, so wenig Alexander VI. an Tugenden der Menschen glaubte, ja sie mit der ätzenden Laune des Spottes übergoß, vertraute er doch der Treue seines ersten Kammerdieners, glaubte er doch an Gomez' Dankbarkeit. Und wohl durfte er es, denn der Spanier hing an ihn mit ganzer Seele.

Gomez war ein Findling und von seinem Herrn aufgenommen, der gerade ein Gefühl des Mitleids

mit dem zarten Kinde empfand. Sodann hatte er eine sorgsame Erziehung erhalten, so daß er ein Licht in der Wissenschaft zu werden versprach, bis er plötzlich von dieser Bahn umkehrte und aus Alcala, wo er studirte, verschwand, um vor den hinzutreten, der sein Leben einst gerettet hatte, und ihm zu eröffnen, daß er jetzt nur einen Lebenszweck habe, seinem Wohlthäter zu dienen; die Welt und die Menschen verachte und hasse er.

„So wirst Du mich auch nicht lieben", erwiderte lächelnd der Rodrigo Borgia.

„Nein, Eminenz", versetzte Gomez und legte die Hand betheuernd auf die Brust: „für Euch will ich sterben."

„Warum meinst Du aber die Menschheit zu hassen, junger Mann?" fragte der Cardinal.

„Fragt nicht, was mir begegnet ist, bat der Jüngling.

Rodrigo Borgia schüttelte das Haupt, schaute Gomez tief in die Augen und schwieg.

Seitdem waren zwanzig Jahre vergangen und niemals hatte der Herr den Diener gefragt, weshalb er die Wissenschaften aufgegeben, um sich wie ein Hund an ihn zu ketten. — —

Gomez war im October des Jahres 1497, wo

diese Erzählung begonnen hat, dreiundvierzig Jahre alt; aber er erschien um ein Decennium älter und, trotzdem er einen starken Körperbau besaß und man demnach hätte schließen sollen, daß die Wollust davon einen fast undurchdringlichen Damm gehabt hatte, fast hinfällig und gebrochen.

Nachdem der Diener den siebenarmigen Leuchter auf den Tisch gestellt hatte, betrachtete er seinen Herrn, als wolle er dessen Gedanken aus seinen Zügen lesen, dann trat er zurück und hustete.

Wie eine Feder schnellte der Hirt der Christenheit in die Höhe.

„Du bist es," sagte Alexander VI., ihm wohlwollend zuwinkend: „Was willst Du? was giebt es?"

„Cardinal Orsini ist vor der Thür und wünscht Euch zu sprechen", erwiderte Gomez.

„Weißt Du, was die Eminenz will?" fragte der Papst.

„Staatsgeschäfte führen ihn zu Euch, meint er; im Grunde ist vielleicht seine Absicht, Euch auszuhorchen."

Ueber das Gesicht des Papstes flog das Wetterleuchten eines spöttischen Lächelns.

„Und er meint, daß er der Mann sei, mir meine Geheimnisse abzulocken?“

„Die Eitelkeit dieser Welt ist groß“, antwortete der Diener mit ironischer Salbung.

„Ganz recht, und wir werden in unsrer Herzenseinfalt auch gestehen, daß Feigen keine Rosinen sind, oder daß ein Esel kein Streithengst, oder daß ein altes Weib kein junger Mann. Laß den lieben Cardinal eintreten, diese wahrhafte Thürangel unsrer Kirche, dieses grüne Blatt unseres Herzens.“

Gomez öffnete die Thür und sagte hinaus: „Seine Heiligkeit erwartet den Herrn Cardinal.“

Mit der ganzen Würde eines sich spreitzenden Pfauhahns trat der Cardinal, der dem augenblicklich mächtigsten römischen Geschlechte angehörte, in das Zimmer und neigte sich vor dem Papste. Dieser ging ihm aber rasch entgegen und umarmte ihn herzlich.

„Seid mir freundlichst willkommen, lieber Orsini“, sagte er: „ich wollte Euch nicht stören, sonst hätte ich Euch bitten lassen, Euren Freund zu besuchen. Da habe ich einen geschnittenen Stein erhalten, den ich gern einen Kenner bewundern lasse.“

Orsini äußerte, daß er gern ein Kunstwerk bewundere, zumal wenn es ihm von einem Kunstkenner, wie der heilige Vater sei, empfohlen werde; seitdem die Colonna nicht mehr in Rom seien, könne man sich den sanfteren Beschäftigungen des Friedens hingeben. Bei dieser Rede ruhte sein Auge spähend auf das Antlitz des Papstes, das ihm freundlich nickend zustimmte.

„Da habt Ihr völlig Recht, werther Freund", erwiderte Alexander, „und sprecht aus meinem Herzen. Diese Colonna war viel zu hoch gewachsen, so daß sie sich unerklimmbar meinte; aber der Bär weiß zu klettern."

„Das wollte ich meinen", versetzte der Cardinal: „die Tatze des Bären trifft gewaltig."

„Wer sollte das nicht wissen", gab der Papst zu: „Das ist ja ein Trost gegen meine Feinde."

„Und doch sind meine Verwandten besorgt, daß Ihr, heiliger Vater, ihnen Eure Gunst entziehen könntet."

„Und wer hat ihnen, den echten Söhnen meiner Liebe, Argwohn in das Herz gestreut?"

„Man sagt, daß Neapel und Spanien sich für die Colonna verwandt haben, daß Donna Lucrezia,

Eure Tochter, deren Holdseligkeit besser in anderen, als in den Armen ihres einfältigen Gemahls ruht, förmlich als Vermittlerin hier ist, um mein Geschlecht — —"

Alexander hatte Mühe, hier dem Cardinal, der in seiner aufgeblasenen Einfalt der Sache gerade auf den Leib ging, nicht in das Gesicht zu lachen. Trotz dieser Regung unterbrach er aber Orsini mit dem Ausdruck des Unwillens: „Nicht weiter, Signore! der Zweifel an uns empört mein Blut. Ich denke, daß die Borgia es nicht um Euch verdient hätten, beargwohnt zu werden."

„Und die Orsini nicht um Euch, daß Ihr sie aufgebt."

„Gewiß", versicherte Alexander und reichte treuherzig dem Cardinal die Hand. Dieser schlug verlegen ein, während er bemerkte, daß er durchaus keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit des heiligen Vaters besitze, fügte jedoch hinzu, daß nicht Alle von seiner Familie so dächten, und es wäre gut, daß der Papst, um die Besorgnisse des Herzogs von Gravina zu zerstören, unumstößliche Beweise gäbe.

„Und welche verlangt Annibale d'Orsini?" fragte Alexander: „Ich denke, daß ich ihm deren im vollen

Maße gegeben. Sagt ihm, ich sei bereit noch mehr hinzuzufügen, wundere mich aber den bewährten Freund jetzt nicht in Rom zu sehen, da mein Giovanni seine Freudentage hat."

„Wie ich glaube, ist es meinem Vetter durchaus kein Freudentag, an dem Euer Sohn, heiliger Vater durch Ferdinand, den König Aragoniens, zum Herzog von Gandia wurde. Ich denke auch, er könnte dies entbehren."

Alexander stimmte durch eine Kopfneigung bei, erklärte sodann aber, daß er als Papst einen getreuen Sohn der Kirche nicht beleidigen dürfe, was geschehen wäre, wenn man die Ehrenbezeugung zurückgewiesen hätte.

„Leider muß ich schlau wie die Schlange sein, um mich als Fürsten durch das Labyrinth der Politik zu winden", fuhr er fort: „Ihr wißt ja das am besten. Im Süden Neapel, im Norden Ludovico Moro Sforza, dazu in Florenz das Auftreten des harten Dominicaners, der frech genug ist, uns unsere Freuden nicht zu gönnen und in mir den heiligen Vater anzufeinden. In solcher Lage — —"

„Ist eben nöthig, daß Ihr Euch Freunde zu erhalten sucht und Euch auf uns, die Orsini, stützt",

fiel der Cardinal ihm in die Rede: „Nur wir sind im Stande Eure Macht zu sichern.“

„Recht, wenn Ihr wollt und die französische Majestät, unser getreuer Sohn, uns die Hand reicht“, erwiderte Alexander: „Wenn freilich dieses nicht gewollt wird, so bleibt mir nichts übrig, als an anderen Orten den Schutz der Christen für das Patrimonium St. Peters zu suchen.“

„Nur bei den Guelfen*) sind Eure wahren Bundesgenossen zu finden“, erwiderte Orsini.

„Ich weiß es und werde das Wort wahr machen: Orsini und Borgia ein Herz und ein Arm.“

„Und die Herzogin von Bisceglia, Eure schöne Tochter — —“

„Ich denke Lucrezia wird nie aufhören, eine Borgia zu sein“, fiel der Papst ein und spielte sodann das Gespräch auf Girolamo Savonarola, dem Cardinal die Frage vorlegend, ob man gegen

*) Als längst das Hohenstaufengeschlecht erloschen war, gab es noch Ghibellinen und Guelfen; unter den Ersteren verstand man die kaiserlich deutsche, auch die spanische Partei — an ihrer Spitze standen die Colonna —, unter den Letzteren die päpstliche, auch die französische — sie wurde besonders von den Orsini's vertreten.

diesen aufrührerischen Sohn mit Sanftmuth vorgehen sollte, wie es die Spauier wünschten.

Mit Entschiedenheit trat Orsini dem entgegen: „Keine Milde! rief er: „den Bann! den Bann!“

„So sei es, weil Ihr es wünscht“, versetzte Alexander, der schon längst entschlossen war, jede Milde schwinden zu lassen: „Wie Ihr wißt, habe ich mich noch im Collegium gesträubt, jetzt geschehe Dein Wille, mein geliebter Sohn.“

„Entzückt über diesen offenbaren Beweis, daß der Papst seinem Geschlechte noch zugethan sei, verließ der Cardinal ehrfurchtsvoll den heiligen Vater. Mit heiterem Blick begleitete ihn Alexander zur Thür. Als diese sich hinter dem Orsini geschlossen hatte, brach er in ein leises, höhnisches Gelächter aus.

„Wie die Marionetten tanzen!“ sagte er: „Es gebraucht nur der Kunst des Spielmanns die Töne anzuschlagen, die Jeder liebt. Wahrlich, es ist gar nicht nöthig gewaltsame Mittel so oft anzuwenden, wie es Cesare wünscht, um Lästige aus unserem Wege zu schleudern, ihnen die große Gnade der Seligkeit früher angedeihen zu lassen, als die Natur bestimmt hat. — Worte thun oft mehr als Gift und Dolch. Freilich wenn sie nicht mehr wirken, dann muß man

zum Aeußersten greifen. Wozu wären die Gifte da, wenn man sie nicht anwenden wollte? O, ich will euch nicht schmähen, ihr wunderbaren, schönen Mittelchen, gegen die kein Harnisch schützt, die den Sieg uns in die Hand geben, ohne daß wir das Schwert in die Hand zu nehmen brauchen." Ein dämonisches Lächeln schwebte über das Antlitz Alexanders VI.

Neuntes Kapitel.

Im Familienrathe und im Waffenzimmer.

Im raschen Fluge eilen die Stunden dahin. Ueber Rom hat die Mutter Nacht ihren Sternenschleier gebreitet. Warum tönt heut nicht Jubel im Vatican? warum erschallen nicht die Klänge der rauschenden Tanzmusik und das Jauchzen der bacchantischen Lust? Oder ist die Orgie schon zum Stadium der Erschöpftheit gelangt? Oder haben die strengen Worte, die Prophezeiungen des kühnen Dominikaners von Florenz, des unbeugsamen Girolamo Savonarola, der dumpfe Donner, der dem Vulkanausbruch vorherzugehen pflegt, haben sie in Alexanders Brust einen Nachhall gefunden? ist er in sich gegangen, der mächtige Pontifex, obgleich er dem herben Mahner, dem Johannes im Mönchsgewande den Tod droht?

Nichts von Alledem. Alexander VI. hält seinen Familienrath, und nur noch Cesare fehlt, um das

Fünfblatt*) vollzählig zu machen, das sich um einen Tisch auf schwellende Divans gelagert hat, um bei Wein und Scherz die Zukunft des Hauses Borgia festzustellen.

Der feurige Cyprier rollt schon in ihren Adern, und ihre Wangen glühen, und leidenschaftlicher tönt die Rede hin und her.

„Ja," ruft Giovanni dem Vater zu, „ich will mich nicht sperren, aber schaff' mir ein Weib, so schön, so üppig wie Lucrezia, schaff' mir ein Weib, so feurig, so berauschend wie sie. Ich kenne freilich ein Mädchen, das meiner Umarmung werth; aber dies Mädchen —" Hier streift sein Blick, während er sich unterbricht, die Schwester: „Cesare hat einen guten Geschmack, nicht mein Liebling?"

„Still!" warnt Lucrezia: „wenn er jetzt erschiene — —"

*) Im Oktober 1497 weilte Gottfried, der jüngste Sohn des Papstes nicht in Rom, wie er sich denn seit seiner Heirath mit der Prinzessin Sanzia meist in Spanien aufhielt. Er und Ludwig waren die beiden völlig unbedeutenden Söhne Alexanders VI. und der Rosa Vanozza und wurden von den Eltern nur als Beiläufer betrachtet, die keine größere Beachtung verdienten, wie sie denn auch stets von Giovanni und Cesare mit leichtem Spott behandelt wurden.

„Pah, ich fürchte ihn nicht.“

Da öffnet Gomez die Thür, und hereintritt der jüngere Bruder, der Cardinal, den der Vater zu seinem Nachfolger bestimmt hat.

„Willkommen!“ begrüßen ihn die Eltern.

„Schon beisammen,“ erwiderte er: „so bin ich heute der Unpünktliche. Aber was ist das, Lucrezia? Du bist nicht in Laune, und Mund und Auge scheinen für mich keinen Gruß zu haben. Mein glücklicher Bruder scheint das alte Wort an sich zu erproben, zum Dienste ihres Lieblings rufe Fortuna alle Göttinnen herbei.“

„Bist Du so unglücklich, daß Du mich beneiden mußt? Blüht keine Blume Dir Ersatz?“

So leicht Giovanni's Mund die Fragen gesprochen; der Hohn leuchtete doch aus dem Ton hervor.

Einen Augenblick schien das Blut Cesare's Antlitz fliehen zu wollen, als ob ein fahler Blitz seine Züge beleuchtete; im nächsten erwiderte er völlig ruhig: „Ich verstehe Dich nicht, mein Bruder.“ Dann das volle Glas Giovanni's ergreifend, fügte er hinzu: „Ein jeder Tropfen ein seliger Augenblick für Vater und Mutter, und naht sich das Leid, mag ihnen der Trost nicht fehlen.“ Geleert setzte er das künstlich

geschliffene Trinkgefäß wieder vor den Herzog von Gandia hin.

„Du scheinst ein Deutscher werden zu wollen,“ spottete dieser: „Du hast es in der Kunst des Trinkens weit gebracht.“

„Beneide sie mir nicht, blieb mir doch fast nur die Ergötzung, der augenblickliche Genuß, während Du auf den Flügeln des Glücks zur fernsten Zukunft fliegst, der Stammvater eines Herrschergeschlechtes, das sein Haupt über das ganze Italien erhebt.“

„In der That, Du bist zum Dichter geboren,“ entgegnete Giovanni, „und erringst Dir vielleicht die Poetenkrone des Capitols.“

„Ich denke, Du schlügest einen anderen Ton an, der sich zur Familienharmonie besser paßt,“ versetzte Cesare scharf; „wie Du erkennen kannst, wirken Deine Worte erkältend. Nenne mich immer einen Barbaren, vergiß jedoch nicht, daß Du ein Sohn des sonnigen Südens bist, Italiens, dessen Zukunft in Deinen Händen liegt, verspotte die Begeisterung nicht.“

„Und wofür glühst Du so gewaltig? was ist der Gegenstand Deiner Begeisterung? Sollte man Dich doch für einen Verliebten halten, der melancholisch in die Nacht hinaus seufzt.“ Er lehnte sich zurück,

die schöne Gestalt der Schwester umschlingend, und maß Cesare mit übermüthigen Blicken. — Die Eltern schwiegen mißbilligend und selbst Lucrezia lächelte dem schönen Giovanni keinen Beifall zu.

Tiefe Stille herrschte während eines Augenblicks in dem Gemache. War es die Gewitterschwüle, die dem Ansbruche des Wetters vorher zu gehen pflegt? Doch nein, Cesare lächelte ja so versöhnlich.

„Ich glaube zu Schwärmern sind die Kinder unseres Vaters nicht geboren," bemerkte er: „Nie hat sich die unbefriedigte Sehnsucht oder das Verlangen nach Unmöglichem in meiner Brust geregt. Freilich kannst Du auch den einen thörichten Idealisten nennen, der an eine Einheit Italiens, eine Herstellung des alten römischen Staates denkt."

„Wie Cola Rienzi vielleicht, der republikanische Träumer, der an den Stufen des Capitols endete?"

„Weißt Du, wo Du Dein Leben beschließest?"

„In den Armen der Schönheit, im Vollgenuß des Lebens."

„Das wäre ein schöner Tod."

„Jedenfalls ein besserer, als der auf dem Schlachtfeld, welchen Du mir wünschest."

„Ich wünsche Dich glücklich und groß zu sehen."

„Schweig mir von Deinen Phantasien," fiel Giovanni ein: „Du überredest mich doch nicht — ich will leben und genießen, wie es sich für einen Fürsten ziemt."

„Für einen Fürsten?" wiederholte Cesare: „Giovanni, das ist ein Verkennen Deines Standes, ich will Dir das Bild eines Fürsten zeigen, wie es in mir lebt, in Farben und Gestalt."

„Traurig, daß die Gestalt sich niemals verkörpern wird, daß sie stets geistig bleibt," spottete Giovanni; „wir würden vielleicht ein Schauspiel eigener Art erleben, die Kopie Deines großen Namensverwandten, nur carricirt, nur — —"

„Wie es sich für diese Zeit paßt," fiel Cesare ein: „Das war Rienzi's Unglück, daß er in der Vergangenheit lebte und die Gegenwart vergaß, mein Fehler wird das nicht sein, und mag die Zukunft mir auch keinen anderen Kranz flechten, als den des starken Geistes."

„Geist ohne Körper ist ein Unding."

„Und Körper ohne Geist heißt Leichnam."

In diesem Augenblicke brachte Gomez einen Brief herein und überreichte ihn dem Cardinal.

„Hoho, ein Liebesbrief!" rief der Herzog von Gandia übermüthig: „den muß uns Cesare vorlesen."

„Ganz recht!" bemerkte Lucrezia, die eine Wendung des Gesprächs ersehnte: „er muß uns die Briefstellerin nennen, die in seinen Armen — —"

„Vielleicht besitzt sie auf dem Rücken ein Maal."

Hätte Cesare in diesem Augenblick nicht die Augen wie zufällig geschlossen, sein Blick würde wie der des Basilisken nach der Sage gewirkt haben. Im nächsten Momente hatte er sich und die Bewegung seines Herzens vollständig bezwungen. Ruhig, wenigstens dem Anscheine nach, las er den Brief, dann sagte er: „Wahrlich, Ihr habt Recht, vollkommen Recht, die Liebe ruft, ruft dringend. Berathet deshalb für Euch allein, der Schulmeister nützt nichts und seine Worte verfliegen in der Luft. Nicht, Giovanni? Auf Wiedersehen!"

„Du willst uns wirklich verlassen," nahm Lucrezia das Wort und trat ihm entgegen: „Nein, das wäre Beleidigung dieser Züge, dieses Körpers. Du mußt hierbleiben. Nicht, Vater? Giovanni, Mutter, laßt ihn nicht fort!"

„Nein, Schwesterchen, heut mußt Du mir offene Bahn lassen," entgegnete er, wandte sich aus ihrer

Umarmung und eilte, Allen noch einen Gruß mit der Hand zuwinkend, aus dem Zimmer. — — — —

Es ist schon gesagt worden, daß Cesare den Quirinal bewohnte; doch hatte er auch im Vatican einige Räumlichkeiten zur Verfügung, die mit der Wohnung seines Vaters in gar keiner Verbindung standen. Von diesen zeichnete sich sein sogenanntes Waffenzimmer aus, das mit Vorliebe ausgerüstet war und durchaus nicht auf einen Kirchenfürsten, auf einen Mann des Friedens hätte schließen lassen. Freilich waren im Mittelalter Bischöfe und Cardinäle oft nicht unbedeutende Streiter gewesen und zwar nicht nur in geistiger Beziehung, noch für die Religion der Liebe, und selbst bis in die Zeit der Borgia's klirrte noch häufig das Schwert an der Seite der Geistlichen; aber im Grunde überwog das Brevier, und der zweite Nachfolger Alexanders VI., der berühmte Giulio II. (Giuliano della Rovere) mußte manchen Angriff erleiden, weil er dem kriegerischen Handwerke zugethan war. Die Zeiten waren anders geworden, wie sie einstmals gewesen. Trotzdem finden wir in dem Waffenzimmer Cesare's wenig, was an friedliche Beschäftigungen erinnerte, obgleich sich in der Ausschmückung ein fein gebildeter Geist zeigte.

Da erhob sich in der Mitte des Zimmers der speerschüttelnde Ares, ihm zur Seite die Göttin der Schönheit in ihren wonnigen Reizen. „Victori dea“ lautete die goldene Unterschrift an dem Piedestal der beiden Statuen. In den vier Winkeln standen Waffenpyramiden, künstlich geordnet, daß den verschiedenen Formen ihr Recht geschah und das jede Eigenthümlichkeit zur vollen Wirkung kommen ließ. Es blitzte der krumme, edelstein-besetzte Türkensäbel neben dem einfachen Kreuzschwerte des Templers, der runde persische Schild neben der Keule des Turkomanen, die Streitaxt des Moskowiters neben dem Helme der Hohenstaufen. An den freien Wänden zogen sich Schränke entlang, die Dolche, Schwerter, Hakenbüchsen von wunderbarer Arbeit enthielten.

Nur einige gestickte Feldstühle bildeten des Zimmers sonstige Mobilien.

Auf einem derselben saß Miguelotto, das Auge auf die Thüre gewandt, ohne Bewegung, einer bemalten Statue gleich. Das harte, knochige Gesicht war regungslos wie der Körper, eisig kalt, als gehörte es keinem Lebenden an, selbst des schwarzen Auges unheimliche Gluth gab ihm nur noch mehr den Ausdruck des Gespensterhaften. Einem Maler hätte der

Mann zu einem Bilde des finsteren drohenden Todes dienen können, dem Niemand enteilt, dessen Hand unbarmherzig, von nichts gerührt, Jeden trifft.

Die Thüre, welche des Cardinals Vertrauter Diener im Auge hielt, öffnete sich jetzt und Cesare Borgia trat herein. Sogleich erhob sich Miguelotto von seinem Sitze.

Der Sohn des Papstes ließ seinen Blick im Zimmer umhergleiten, der Andere schüttelte das Haupt.

„Ich denke, daß uns Niemand belauscht," sagte er; „es müßte denn sein, daß es hier Vorrichtungen gäbe, die mit dem Ohre des Dionysos verglichen werden können."

Der Cardinal schüttelte mit dem Haupte.

„So sind wir sicher," fuhr der Spanier fort; „mein Gehör hat mich noch nie in Stich gelassen."

„Wie Dein Dolch," setzte Cesare hinzu, „noch nie seine Beute verfehlte. Wohlan denn mein wackrer Tiger, es gilt heut wiederum. Zuvor aber gieb mir noch einmal Bericht, ausführlich mündlichen Bericht, was Du in meinem Auftrag erspäht hast; Dein Schreiben ist von einer lakonischen Kürze."

„Ich werde mit der Zunge wenig hinzuzufügen haben. Wie Ihr befahlt, Signor, begab ich mich

nach dem Palazzo Vanozza — ich bin aus der Zeit, als Ihr dort noch residirtet, in ihm bekannt, obgleich mich nur Wenige seiner Bewohner, zu denen auch Don Gregorio, Eurer schönen Schwester buckliger Sekretär, bei seinem Aufenthalte in Rom gehört, von Angesicht kennen. Den verwachsenen Geheimschreiber suchte ich nun unter dem Anerbieten meiner Dienste auf, und der schlaue Schurke war wirklich dumm genug in die Falle zu gehen. Ich ließ ihn glauben, daß ich mit Euch nicht zufrieden sei und mich zu verändern gedächte. Anfangs stellte er sich freilich etwas ungläubig und fing zu examiniren an. Da antwortete ich ihm, daß ich durchaus nicht gesonnen sei, meine Geheimnisse wegzuschenken. So wurde denn hin und her kapitulirt, bis er schließlich auf Eure Tändelei mit der Jüdin Esther Benoni kam. — Aha, weißt Du etwas von der Sache, dachte ich und schob die Sache so, als ob Ihr von der Entführung noch gar nichts wüßtet. Dann drehte ich aus seinen Fragen Antworten und andere Fragen, bis ich erfahren, daß der Herr Herzog von Gandia einen seiner Leute den Michele di Valani mit der Ausführung des Raubes beauftragt habe."

„Michele di Valani?" fragte Cesare: „ich erinnere

mich nicht von ihm als Diener Giovanni's gehört zu haben."

„Ganz recht," erwiderte Miguelotto: „Er diente im Haushalte des Paolo d'Orsini, bot aber gestern Eurem Bruder seine Dienste an."

„Jetzt kenne ich ihn, den stolzirenden Pfauhahn, der sein Vermögen vergeudete, seine Schwester an Paolo verkaufte und von diesem als Stallmeister oder dergleichen verwendet wurde," bemerkte Cesare.

„Derselbe," bejahte das Skelett: „ihm behagte seine Stellung in dem Hause des Orsini nicht, zumal diesem die Signora Benedetta schon längst zum Ueberdruß geworden. Als er nun zu Eurem Bruder kam, wurde man bald Handels einig, und der Herr Herzog übertrug ihm als Probestück die Entführung des Mädchens."

„Wundervoll!" stieß Cesare hervor: „Und weiter? fahre fort, mein vortrefflicher Spürhund."

„Valani wählte sich einige aus der Dienerschaft aus, mit denen er die Heldenthat ausführte, die sicher noch zu der Plünderung des Benonischen Hauses geführt hätte, wenn Signor Michele nicht dem alten Ebräer bekannt gewesen wäre. Wenigstens erkläre ich mir so das Ereigniß, daß Josua's Kasse unberührt blieb."

Der Cardinal schüttelte das Haupt. „Einige von der Dienerschaft! wie unvorsichtig!“

„Daß Euer Bruder wußte, Ihr hättet Euer Taubennest in Trastevere und die Jüdin wäre Eure Geliebte, wurde mir bald klar; denn so viel Schlauheit Don Gregorio auch in seinem Höcker haben mag, ist er nicht der Mann, um nicht der größeren List zu erliegen.“

„Ja, mein Bruder hat sehr freundliche Absichten gegen mich,“ versetzte Cesare grimmig lächelnd: „ich weiß, daß die Entführung ein Streich gegen mich war! Haben die Schurken die Geraubte in den Palast meiner Mutter gebracht?“

„Zu dem Herrn Herzog, der mit ihr zu scherzen sich die Zeit nahm,“ antwortete Miguelotto.

Der Cardinal wandte sich rasch ab. „Genug! genug!“ stieß er heraus und schritt auf einen entfernten Schrank zu, den er öffnete, als wollte er eine Waffe herausnehmen, dann aber, ohne dies zu thun, im nächsten Augenblick wieder schloß. Ein heiseres Lachen quoll über seine Lippen.

„Wo ist Esther jetzt?“ fragte er, sich wieder zu Miguelotto wendend.

„Das weiß ich nicht, Don Cesare,“ antwortete

das Skelett: „Als der Herr Herzog sich hierher in den Vatikan zu dem heiligen Vater begab, so ließ er Michel di Valani und Einige seiner Dienerschaft rufen. Die setzten die Jüdin in einen Tragkorb, den zwei Maulthiere führten, und dahin trabte die Cavalcade dem Thore des heiligen Johann vom Lateran zu."

Es entstand eine Pause, der Cardinal hatte das Haupt gesenkt, auf seine Stirn waren dichte schwarze Wolken gelagert, seine Lippen fest auf einander gepreßt. Als er das Auge wieder hob, flammte es in dämonischer Gluth, daß Miguelotto seinen Blick kaum zu ertragen vermochte.

„Miguelotto," fragte er, „was würdest Du thun, wenn Dir das geschehen, wie mir?"

„Herr, es ist Euer Bruder; das lähmt Eure Hand — ich weiß nicht zu rathen."

„Mein Bruder?!" Höhnisch lachte der Cardinal auf: „Hat er brüderlich an mir gehandelt? Was heißt Verwandtschaft, wenn sie sich nicht bethätigt? Ueber das Vorurtheil der Dummheit bist Du doch erhaben, über die Mythe und das Ammengeklatsch, und willst zu ihm zurückkehren? Mann, ich habe Dich höher geschätzt."

„Ihr macht mich schaudernd, Herr," erwiderte der Spanier: „Es giebt eine Grenze — —"

„Pah!" unterbrach ihn Cesare: „willst Du zum Pfaffen werden? Fort mit der Grenze, die unser Empfinden beengt, die uns von dem Schritte fern hält, ein Gigant zu sein, die für die Kleinheit, die Alltäglichkeit paßt. Der Gott, der Heros kennt nicht die Schranke, welche für Pygmäen gezogen."

„Was wollt Ihr thun, Don Cesare?" fragte das Skelett: „Euer Bruder — —"

„Still davon. Zwischen den Brücken San Sisto und San Bartolomeo liegt ein wüster Platz."

„Ihr meint auf dem linken Strand des Tibers," bemerkte der Spanier.

„In Trastevere! Dahin begiebst Du Dich mit drei oder vier Männern, zuverlässiger und stummer Drachenbrut."

„Und wir sollen den Herzog, wenn er dort zufällig erscheint — ermorden?" Die Worte kamen gepreßt, zögernd, aus dem Munde Miguelotto's.

Wild glühten die Augen des Cardinals. „Die ewige Verdammniß auf das Haupt desjenigen, der mir meine Beute raubt. Ihr seid nur da für das Gefolge oder zu anderen Handleistungen."

„Herr, Ihr wolltet selbst — Nein, nein — das kann kein Mensch.“

Stolz richtete sich der Cardinal in die Höhe: „Aber Cesare Borgia! Geh! In Trastevere sehen wir uns wieder.“

Zehntes Kapitel.

Bruder gegen Bruder, Schwert gegen Schwert.

Nach dem Fortgange Cesare's nahm die Mißstimmung zwischen den zurückbleibenden Mitgliedern der Familie Borgia nicht ab. Alexander VI. machte seinem Sohne Vorwürfe, nicht auf die großen Gedanken seines Bruders eingegangen zu sein, Lucrezia zürnte ihm, daß er ohne Grund Streit gesucht und beleidigt habe, Rosa, daß er ihre Wünsche nicht beobachte, ihre Blicke nicht verstehe.

Giovanni vertheidigte sich mit Spott und cynischer Unverschämtheit; seine Leichtfertigkeit, mit der er seine laxe Moral oder seinen Mangel an jeglicher Moral zur Schau trug, hätte in einem anderen Kreise Ekel erregt, konnte aber selbst bei diesen Menschen, so sittenlos und verderbt sie waren, keinen Anklang finden, da ihr heut selbst die gefällige Form fehlte.

„Pah, wie langweilig Ihr seid!“ rief endlich der Herzog von Gandia! „so abgeschmackt, daß mir selbst der Cyprier schaal schmeckt.“ Sich zum Vater wendend, fuhr er fort: „Hast Du kein Ballet wie bei der Hochzeit meiner schönen Schwester zu Hand*)? Das würde vielleicht die matte Seele beleben. Freilich solch wunderbare Reize, wie die Esthers, würde uns Burccardo nicht bieten können. Ha, die Schönheit soll leben! Verdammt, daß sie verwelkt, ehe man sie noch recht genossen, daß die Jugend verrauscht ehe man ihre Reize begriffen. Und da wollt Ihr mich einzwängen in das Ehejoch, um dem Geschlechte Borgia legitime Kinder zu geben. Blitz! bin ich ein Sproß des kalten Ehebettes?“

„Ich bitte Dich, Giovanni, schweig“, versetzte der Vater: „Ein Fürst hat mehr zu bedenken, als des Lebens Lust zu genießen.“

„Thorheit!“ entgegnete der Herzog: Das sind Begriffe, die Du von dem Schulmeister Cesare

---

*) Von dem Ceremonienmeister des Papstes ist uns eine Beschreibung ber Belustigungen bei der Hochzeit der päpstlichen Tochter überkommen, der gebildete Sinn würde sonst eine Zeit unmöglich halten, wo es keinen Anstoß erregte, Weiber nackt tanzen zu sehen und Anderes, was niederzuschreiben die Feder des Historikers selbst sich sträubt.

gelernt hast, der es indeß auch versteht gut zu leben und die Blume nicht zu verschmähen, die sich ihm darbietet. Er hat Geschmack und es thut mir leid, daß er die Jüdin zuerst erspäht hat und nicht ich."

„Von welcher Jüdin sprichst Du?"

„Von Esther Benoni, der Geliebten Cesare's, die ich ihm entführen ließ. Das ist ein Weib, nicht so groß wie Lucrezia, aber schön. Und wie sie flehte, sich zu meinen Füßen wand und sich dann sträubte, als ich ihr das maurisch-türkische Kleid abreißen ließ, um sie näher zu sehen."

„Giovanni!" warnten Vater und Mutter: „wenn das dein Bruder erfährt!"

„Denkt Ihr, ich fürchte ihn?" rief der Herzog von Gandia: „der Ritter den Priester?"

„Cesare ist nicht nur im Brevier zu Hause, er versteht das Waffenhandwerk besser als Du."

„Warum hast Du ihn dann nicht zum Gonfaloniere statt zum Cardinal gemacht?"

„Weil der älteste Sohn zum Fortpflanzen seines Geschlechtes berufen ist", antwortete der Papst.

„Das ist eine Ansicht, so schaal wie Eure Castratengesänge. Noch einmal ich heirathe nicht eher, als bis das Leben mich nicht mehr ergötzt, oder ich ein

schöneres Mädchen als Lucrezia und Esther finde. Die Zeit ist jedoch vorgerückt und eine Belustigung nicht mehr zu finden, wenn ich noch länger weile."

„Begleitest Du die Mutter und mich nicht nach Hause?" fragte die Herzogin von Bisceglia.

„Sicher nicht! Ja, hätte ich nicht unklug das Judenmächen fortgeschickt — Ihr seid in Euren Sänften und in Begleitung von einem halben Dutzend Bedienten vollkommen sicher. Das müßte ein verzweifelter Strolch sein, der es wagte sich an Rosa Vanozza oder Lucrezia von Bisceglia zu vergreifen, zumal bei einem stattlichen Gefolge mit Fackeln oder Windlichtern. Adio! Gomez! Gespenst in Mönchestracht, zeige mir den Weg. Noch einmal lebt wohl! und guter Papa bete für die Seele Deines verlorenen Sohnes!" — — — — — — — — —

In einem der Vorsäle erwarteten den Herzog einige seiner Leibdiener. Von diesen befahl er zweien ihm zu folgen, verabschiedete Gomez und eilte mehre Galerien und Corridore entlang, um den Ausgang aus dem Vatican zu erreichen. Dort am Thor trat ihm plötzlich ein völlig in Schwarz gekleideter Page entgegen und reichte ihm einen Brief, nachdem er die Frage an ihn gerichtet, ob er der Herzog von Gandia und Benevent sei.

„Corpo di Baccho!" rief Giovanni: „ich sollte meinen, daß ganz Rom seinen Bannerträger kennen sollte. Wer bist Du, Knabe, daß du noch zu fragen brauchst?"

Er wandte sich um; der Page hatte ihn nach Uebergabe seines Schreibens sogleich verlassen, und Giovanni meinte ihn nur noch in der Ferne zu bemerken, wie er eiligen Laufes über die mondbeschienene Piazza Rusticucci floh.

Der Herzog wandte sich wieder zurück, ließ sich Licht bringen und las den ihn übergebenen Brief, der also lautete:

Signore.

Wenn Ihr den Muth besitzt allein die via Giulia zu durchgehen, so werdet Ihr an der Brücke des heiligen Sixtus*) den Ueberbringer dieser Zeilen treffen, der Euch weiter führen wird. Es erwartet Euch mit bräutlicher Ungeduld. C.

P. S. Ich verlange nicht, daß Ihr Schwert und Dolch ablegt; die Waffen sind des Mannes Zier und Schutz.

Giovanni fehlte es keineswegs an Muth, ja er

*) Ponte di San Sisto der alte Pons janiculus, der von Papst Sixtus IV. 1472 wieder hergestellt war.

besaß diesen bis zum Uebermaß. Das bewährte er auch jetzt, indem er seinen Begleitern zurückzubleiben und ihm nicht zu folgen gebot, was für einen in reicher Tracht strahlenden Cavalier in einer Zeit, wo in vierundzwanzig Tagen (vom 25. Juli, dem Todestage Innocenz VIII. bis zum 18. August 1492, wo das Pontificat Alexanders VI. begann) nicht weniger als zweihundertundzwanzig Mordthaten in den Straßen Roms entdeckt wurden, als ein Zeichen rücksichtsloser Kühnheit dienen mußte. In der That konnte sich der ältere Sohn des Papstes auf seine Waffen vielleicht mehr, als auf die Tapferkeit seiner Diener verlassen; denn obgleich er nicht die Stärke Cesare's besaß, war er doch ein kräftiger Mann und in der Führung des Schwertes wie nur Wenige seiner Zeitgenossen erfahren.

Rasch eilte Giovanni durch den Borgobezirk (rione di Borgo), über die Engelsbrücke, die Via Giulia entlang. Die Straße schien weit und breit ausgestorben; Niemand begnete ihm, nicht einmal ein Liebhaber, der seiner Dame eine Serenade bringen wollte. Auch das Leben in den Häusern schien erloschen.

„So still habe ich es noch nie gesehen", monolo-

gifirte Giovanni: „liegt über Rom ein Bann, daß es im Mondenschein so still, so ernst, so todt? In dieser süßen Nacht sollte ein Jeder das Bett fliehen.“

An dem Ponte San Sisto traf er den schwarzgekleideten Pagen wieder.

„Knabe, Du hast schnelle Füße“, redete ihn Giovanni an: „Wenn deine Gebieterin halb so schön ist, wie deine Flucht eilig war, so muß sie mit meiner Schwester wetteifern können. Wie heißt sie?“

„Schweigt und folgt“, erwiderte der Page, eilte über die Brücke und schlug den Weg längst dem Tiberstrome ein. Der Herzog von Gandia schüttelte das Haupt, folgte aber dem seltsamen Boten.

Nach kurzer Zeit kamen die Beiden nach jener Stelle, die der Cardinal Miguelotto angewiesen, ein weiter, wüster Raum an dem Tiber, beleuchtet vom gespenstigen Mondschein. In der Entfernung sah man einen einzelnen, in einen schwarzen Mantel gehüllten Mann stehen. Gerade auf ihn zu nahm der Page die Richtung. Ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich des Gonfalionieres. Mit raschem Griff hatte er den Knaben beim Arm gefaßt, während seine Rechte nach dem Griffe des Dolches faßte.

„Wer ist jener Mann?“ fragte er seinen Führer mit drohender Stimme.

„Das wird er Euch sogleich selber sagen“, erwiderte furchtlos der Page; „er wird Euch ferner begleiten.“

„Seltsam“, murmelte Giovanni, ließ den Knaben frei und fühlte nach seinen Waffen; sie waren ihm handgerecht, und das bängliche Gefühl niederkämpfend, folgte er wieder dem Führer.

Jetzt bewegte sich der Andere auch auf sie zu. Trotzdem er den Mantel vor das Gesicht geschlagen hatte, glaubte der Herzog einen Beamten zu erkennen. Dicht vor ihm ließ der Fremde den Mantel fallen: Cesare stand vor dem erstaunten Giovanni — der Page hatte die beiden Brüder verlassen.

„Oh mein Bruder Cardinal“, hob der Herzog an, „hat sich den Scherz gemacht mich zu narren; Revanche für die Ueberaschung zu nehmen, die ich ihm durch Entführung seines Liebchens bereitet habe.“

„Wahr“, entgegnete Cesare: „ich bin hier um Rache zu nehmen. Du hast das Band, welches Dich an mich kettete, zerrissen, Du stehst mir gegenüber, Feind gegen Feind. Zieh und vertheidige Dich.“

„Du bist närrisch, wie Du es stets gewesen, nnd

des Teufels Eigenthum will ich sein, wenn ich einer Dirne wegen mich mit Dir schlage. Du au meiner Stelle hättest sicher ebenso gehandelt wie ich."

„Du willst Dich mit mir nicht messen, wer von uns Meister im Waffenspiel sei, für wen das Schicksal entscheidet? Du mußt es, oder Du wirst von hier nicht lebend fortgehen", entgegnete Cesare mit furchtbarem Ernste.

„Um eine Dirne willst Du mich morden? Warum dann das Schwert? warum nicht Gift?"

„Um Dir wenigstens die Gewißheit in den Tod mitzugeben, daß der Erbe Deiner Aufgabe, die Du verkennst und nicht verstehen willst, den Muth besitzt, das Leben einzusetzen."

„Es treibt Dich also der Ehrgeiz gegen mich*), Du möchtest Dich zum Könige Italiens aufschwingen und ich bin der erste Stein in deinem Wege", versetzte Giovanni; „aber siehe Dich vor; ob Du an Kraft mir überlegen bist, ich weiß auch das Schwert zu führen."

*) Fast sämmtliche Geschichtsschreiber führen an, daß Eifersucht Cesare zur Kainsthat getrieben; doch erhebt Onuphrius dagegen seine Stimme und meintwahrscheinlicher, Ehrgeiz sei die Ursache gewesen, welche Giovanni's Tod herbeigeführt habe.

Der Cardinal nickte zustimmend.

„Es würde mir sonst auch schwer geworden sein, die Waffe gegen Dich zu erheben.“

„Du willst also meinen Tod?“

Cesare bejahte durch ein Neigen des Kopfes und ließ den Mantel sinken, während er Schwert und Dolch entblößte.

„Und nichts giebt es, Dich in deinem Entschlusse wankend zu machen?“ fuhr Giovanni fort: „Ich bin kein Feigling; aber ich möchte noch nicht aus dem Leben scheiden, das mir freundlich lächelt.“

„Schwöre mir bei den Rachegöttern auf meine Gedanken in Betreff Italiens einzugehen, und liefere mir Esther unversehrt aus“, versetzte Cesare.

„Du bist ein Narr“, entgegnete der Herzog, die Judenmaid ist viel zu schön für Dich; denn Du bist Cardinal und dann auch der jüngere Bruder. Was aber Deine italienische Träumerei betrifft, so erscheinst Du mir um so lächerlicher als Du sie schärfer betonst.

„Nun so wehre Dich, oder Du stirbst des nassen Todes in dem gelben Tiber.“

„Wenn es denn nicht anders sein soll“, rief Giovanni und zurückspringend, funkelten auch seine

Waffen im Mondschein: „Wenigstens sollst Du Esther nie wiedersehen."

Im nächsten Augenblick traf Schwert auf Schwert; blitzschnell sanken die Streiche, wechselte Stoß mit Stoß. Minuten vergingen, wilder und wilder fielen sich die Brüder an, heftiger tauschten sie Hieb mit Hieb, und bleich beschien der Mond die nach Blut dürstenden Kämpfer. Da durchbrach Cesare's Klinge die Deckung des Bruders, da senkte sich sein Schwert in die Brust dessen, den auch seiner Mutter Schooß getragen.

„Das für Italien", rief der Cardinal, und seine Augen leuchteten wie die eines Tigers.

Das Schwert entsank Giovanni's Händen, er breitete die Arme weit aus.

„Das für Esther!" Der Dolch des Siegreichen durchschnitt die Kehle des Bruders.

Ein letztes Aechzen, Giovanni war nicht mehr.

„Jetzt bin ich Herr", flüsterte der neue Kain.

Auf die Leiche neigte er sich nieder, um sich zu überzeugen, ob der Tod wirklich genaht und nicht nur eine schwere Verwundung Giovanni niedergeworfen habe, dann erhob er sich mit der Zufriedenheit des Henkers, der sein Probestück bestanden hat.

Er pfiff. Im nächsten Augenblick nahte sich Miguelotto zu Pferde und schwang sich von demselben.

„Hier bin ich, Signore.“

„Kennst Du diesen todten Mann?“ fragte der Cardinal, auf den Leichnam weisend.

„Wie Ihr wollt, Monsignore.“

„Dann wünschte ich, daß weder Du noch Einer Deiner Begleiter ahnt, wer er sei. Bestatte ihn in den Tiberstrom“, versetzte der Brudermörder.

„Hier an dieser Stelle?“

„Wie kannst Du also fragen? Weißt Du nicht, daß der Strand hier seicht ist? — Stromabwärts, daß der Tiber die Leiche berge. Adio.“

Mit festem Schritt verließ der Sohn des Papstes den Ort, auf dem seiner Mutter Sohn durch ihn erblichen — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

In derselben Nacht lag der Stromschiffer Giorgio in seinem Kahn und schaute halb im Schlaf auf die leuchtende Gestirne des Himmels. Der Tiber rauschte einförmig gegen die Bogen des Ponte Rotto, sonst herrschte tiefe Stille. Da war es ihm, als kämen Schritte die Straße an dem Tiber herunter. Er wand-tedie Augen, und wie es ihm schien, waren

es zwei Männer, die sich näherten und nach allen Seiten umschauten. Dann gingen sie wieder zurück. Gleich darauf sprengte ein Reiter daher, der über der Croupe des Pferdes einen undeutlichen schwarzen Gegenstand trug.

Hinter ihm kamen vier Menschen. Dunkele Masken verhüllten Aller Antlitz, so daß Giorgio trotz des Mondscheins die Züge nicht erkennen konnte.

Die vier nahmen dem Reiter die Last ab, die in einem schwarzen Mantel gehüllt war, schwenkten sie hin und her und warfen sie weit in den Tiber. Der Schall des in das Wasser fallenden Körpers unterbrach für einen Augenblick die lautlose Stille.

Die Männer am Ufer schauten auf den Spiegel des Stromes, dann sagte der zu Pferd: „Es schwimmt dort etwas."

„Es wird der Mantel des Todten sein, lautete die Antwort.

„So nehmt Steine und werft auf ihn, daß er wie sein Herr versinke."

Es geschah, dann entfernten sich alle von der Stelle, wo der Herzog von Gandia bestattet war.

Wieder herrschte die alte Stille ringsum

Giorgio faltete die Hände, betete ein Paternoster für die Seele des im Wasser Bestatteten und schlief ein. *)

*) Als man den Schiffer Giorgio fragte, warum er keine Anzeige gemacht, schüttelte er das Haupt und meinte, es sei nicht gut, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen. Auch sei solche Bestattung für ihn nichts Neues, er habe schon an Hundert Leichname in den Tiber werfen sehen.

Elftes Kapitel.

Kain.

Zwei Tage brachte Alexander VI. in peinvoller Ungewißheit des verschwundenen Giovanni wegen zu; am dritten wurde die Leiche in dem Tiber aufgefunden. Da durchbrach die Verzweiflung die Dämme. Ueber den enstellten Todten warf sich der Vater und raufte sein weißes Haar und stieß jammervolle Klagelaute hervor.

So sehr sich die Trauer auf die Mutter gesenkt eilte Rosa Vanozza zum Vatican, um an der Seite des Mannes, der die Tiara trug, dem sich die christliche Welt in Gläubigkeit beugte, zu weinen und ihm Trost zuzusprechen. Auch die Herzogin von Bisceglia fehlte nicht; sie hatte dem Bruder mit mehr als geschwisterlicher Liebe angehangen; aber ihr Schmerz erschien wie milder Mondenschein gegen die finstere Nacht, welche ihren Erzeuger umfangen hielt. So

unterdrückte sie den eignen Jammer, um den des Vaters zu mildern.

Vergebens, der Sturmwind der Leidenschaft übertäubt das leise Wort des Trostes.

Wer kann dies Leiden mildern? den Qualen der gedrückten Seelen Halt gebieten? Wo ist Cesare, der der Rede so kundig, daß sein Wort sich schmeichelnd an die Seele heftet? warum steht er nicht dem Vater zur Seite?

Eine schreckliche Ahnung durchfliegt Donna Lucrezia's Sinn, eine Ahnung, die ihr Blut fast gefrieren, ihr Herz stocken läßt, eine Ahnung, die sie mit Fieberschauern erfüllt.

Wo bleibt Cesare?"

Das Auge der Schwester ist unverwandt auf die Thürvorhänge gerichtet. Sobald sie sich nur leise bewegen, glaubt sie, er werde eintreten, vor dem sich ihr Herz in Furcht zusammenkrampft.

„Wo bleibt Cesare?" fragt sie endlich in Worten den Frater Gomez.

Dieser zuckt die Schultern und erwidert: „Ich habe schon zu dem Signore Cardinal gesandt; derselbe ist sehr beschäftigt — sobald sich ihm die Muße genaht haben werde, sagte Seine Eminenz, wird er

sich beeilen, den Schmerz zu mildern, den der Tod eines geliebten Sohnes hervorbringen muß."

Lucrezia schaute dem Vertrauten des Papstes in die Augen und zeigte auf den Leichnam, während sie mit leiser Stimme fragte: „Wer, meint Ihr, hat das vollbracht?"

Zögernd und stockend hatte sie die Worte gesprochen, zögernd, als wage sich die Antwort nicht hervor, erwiderte Gomez: „Ich zittre an das Verbrechen zu denken — es wäre zu entsetzlich. Fragt mich nicht, Principessa — ich habe keine Meinung." — —

Endlich erschien Cesare. Er war in den rothen Rock der Cardinäle gekleidet, sein Blick war ruhig und ernst, seine Miene fast feierlich; kein finstrer Schatten hatte sich auf sein Antlitz gelagert.

Langsam, mit festem Schritte trat er zu der Bahre, über die sich Papst Alexander VI. in seinem Schmerze geworfen hatte, und den gebeugten Vater emporrichtend, sprach er mit seiner klangvollen Bruststimme: „jammere nicht ferner, alter Mann; dem Todten ist wohl. Deine Klage führt ihn nicht in das Leben zurück.

Alexander schaute auf den lebenden Sohn mit trüben Blicken.

„Ich soll nicht jammern? ich soll nicht klagen?!" rief er: „Ist mir nicht die Wurzel meines Lebensbaumes zerhauen? Ist nicht die Lust meines Daseins dahin, auf ewig mir entrissen? O, warum hat nicht der Mordstahl diese Brust getroffen, statt der seinen? warum nicht diese Kehle zerschnitten und ihn geschont? O, verflucht die Hand, welche sich gegen mein Kind erhoben! vermaledeit die Thräne, welche ihm nicht fließt! meine Lust, meine Hoffnung dahin!"

Der Cardinal zuckte die Achsel: „Ist das die Kraft der Borgia's, von der Du mir sonst sprachst? Kämpfe gegen das Unglück an; ist es da, trage es als Mann! wie oft hast Du mir diesen Rath nicht gegeben?"

„Wie kalt, wie eisig Du bist!" stöhnte der Vater: „Er war doch Dein Bruder."

„Und dennoch siehst Du mich nicht niedergebeugt", versetzte Cesare mit Ruhe: „Ich vergebe sogar gern dem Todten, was er mir zu Leide gethan, wie tief er mich gekränkt hat; aber in Unmännlichkeit zu versinken, das, Vater, ist weder Deiner noch meiner würdig. Tröste Dich! noch hast Du nicht Alles verloren, noch blieb ich Dir, der Erbe deines Namens, den ich zum höchsten Glanze zu führen denke."

„Wie stark Du bist, wie entsetzlich stark, wie überschwenglich!“ entgegnete Alexander: „Ich schaudere.“

„Ueber Deinen Sohn?!“ erwiderte der Cardinal nicht ohne Spott: „Es ist Deine Erziehung, die mich so geschaffen. Will der Meister vor dem Schüler zurückstehen? will Rodrigo Borgia seine Männlichkeit verläugnen?“

„Ich bin ein Mensch, Cesare — ich fühlte es nie bis heut. Sieh dorthin! da liegt meine Hoffnung.“

„Sie trog Dir und ging nicht in Erfüllung. Er war nicht der Mann, dessen es bedurfte, Deine und meine Pläne zu verwirklichen. Ist die Idee, Dein geistiges Kind, Dir nicht lieber als der Schwächling, der vor großen Gedanken zurückbebte und sie nicht zu fassen vermochte? Empor den Blick zur Sonne, Vater! Noch blieb Dir Dein Cesare, noch Deine Lucrezia.“

Er reichte ihr die Hand, um sie dem Vater zuzuführen; aber mit Abscheu stieß sie ihn zurück.

„Kain!“ flüsterte ihre Lippe, nur seinem Ohre vernehmbar.

Wie vom electrischen Strahl berührt, zuckte er zusammen; im nächsten Moment traf sie ein Blitzstrahl seines Auges.

„Du phantasierst, mein schönes Schwesterchen", sagte er schneidend kalt, daß sie kaum zu athmen wagte: „Der Schmerz um den Dahingeschiedenen hast Dich der Vernunft beraubt." Dann sich zu dem Vater wendend, fuhr er fort: „Da ist eine Frau, die um ihren Sohn weint, wollen wir sie nicht trösten, daß ihre Pein nachlasse und ihr Blick wieder lächle?" Bei diesen Worten wies er auf Rosa Vanozza.

Der Papst öffnete ihr die Arme.

„Du weinst um ihn" rief er und die Thränen von Vater und Mutter vermischten sich.

Cesare lächelte zufrieden und trat zu der Schwester.

„Mein liebes Schwesterchen scheint die Allwissenheit in Pacht genommen zu haben", sagte er mit scharfem Tone, wenn auch leiser Stimme: „Würdest Du mir dann wohl mittheilen, wohin jener Todte, dem so viele Thränen und Klagen folgen, eine Jüdin Namens Esther Benoni hat bringen lassen?"

„Darum hat er sterben müssen?!" rief sie und rang die Hände: Unglücklicher, daß Du — —"

„O Cesare", fuhr sie fort, „und Du hast es zu thun vermocht; er war Dein Bruder. Gräßlicher,

mich packt es mit Entsetzen in Deiner Nähe als stände der bleiche Tod mir zur Seite und streckte auch nach mir die Knochenarme aus. Weiche von mir, Brudermörder! Dein Athem ist Mord."

„Und Dein Entsetzen Wonne, und Deine leidenschaftliche Schönheit ein berauschender Trank. Lucrezia, nur einen Bruder besitzest Du noch und willst auch ihm entsagen, weil das Schicksal Dir den zweiten raubte? Thorheit ohne Grenze! närrische Kinderei! Lucrezia, was er Dir je sein konnte, kann ich auch; die Schwäche hatte ihn bei der Geburt geküßt, mich die Stärke. Du machst einen guten Tausch."

Es lag in den Worten des Cardinals ein Gemisch von Selbstgefühl und bewundernder Bitte. Sie fühlte, wie das Entsetzen vor dem Brudermörder sich mäßigte. Einem Mann, der nicht aufhört Mann zu sein, vergiebt eine Frau selbst die Frevelthat, wenn er ihre Schönheit bewundert.

„Geh! Cesare, geh! ich kann Deine Nähe noch nicht ertragen. In Gegenwart dieser Leiche scheut sich die Seele vor Dir. Geh! und mag die Vergeltung Dich nicht treffen." Wie anders war der Ton dieser Worte gegen den, welchen sie früher gebraucht.

„Dein Wille geschehe", erwiderte Cesare. Dann

trat er zu den Eltern: „Euer Schmerz wird sich legen, wie ich den meinen überwunden habe. Laßt die Trümmer dieses schönen Baues bestatten, an seiner Stelle soll ein mächtiger Tempel auferstehen, auf den Ihr mit Stolz schauen werdet. Rodrigo Borgia, noch ist es nicht Zeit, daß Du ausruhst; wir haben noch viel zu thun, wollen wir das Geschlecht, dem wir angehören, zum Gipfel des Ruhmes führen."

„Du liebtest ihn niemals, Sohn", sagte mit vorwurfsvollem Tone Alexander VI.

„Ich liebte ihn, als noch die Hoffnung ihn mit einer Strahlenkrone umgab; in die Nothwendigkeit schickt sich der Weise und weiß sie zu ertragen — — Ich muß jetzt eine Reise antreten und bitte um Deinen Urlaub, in vier Tagen bin ich, wie ich hoffe, wieder in Rom."

Der Papst schüttelte das Haupt: „Dein Bruder ist noch nicht beerdigt und Du willst fort von hier."

„Ich muß!" entgegnete der Cardinal.

„Was wird die Welt sagen?"

„Bestattet den Bruder nicht mit Gepränge und man wird den Abwesenden nicht vermissen", versetzte Cesare: „Oder wenn Ihr glaubt ihn durch Glanz

zu ehren, sinnt darauf, Neues hinzustellen, und das Volk wird darüber wieder keine Augen für mich haben. Adio!"

Er küßte Vater und Mutter auf die Stirne und verließ dann das Zimmer.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, athmete die Herzogin von Bisceglia hoch auf, dann stürzte sie in die Arme der Mutter.

„Das ist kein Mensch, dem Du das Leben geschenkt, das ist ein Dämon", sprach sie kaum hörbar: „unser Wille ist nichts; er zwingt ihn unter den seinigen. Wir sind die Marionetten, die er lenkt und empfinden läßt nach seinem Wohlgefallen, dem Wohlgefallen des Meisters."

Alexander schaute Cesare nach, als die Thür und und die Vorhänge schon lange zwischen dem Cardinal und seiner Familie lagen. Seine Lippe blieb stumm, aber ein Gedanke jagte den anderen in seinem Hirn. Da erhob er sich plötzlich ruhig und gefaßt und trat zu der Bahre des Sohnes.

„Du hast ihm weichen müssen", redete er murmelnd, „wie der Panther dem Tiger den Platz räumt, und alles Hoffen auf Dich ist dahin, wie der Mondschein schwindet, wenn die glühende Sonne naht.

Fahre wohl, mein Giovanni! Adio, Du Liebling meines Herzens."

Gomez trat zu ihm.

„Die Cardinäle Ferni, Orsini und della Rovere stehen im Vorzimmer, um dem heiligen Vater ihre Mitleidsbezeugung darzubringen, wenn es der Schmerz des Vaters erlaubt sie zu sehen."

„Ich werde sie empfangen", entgegnete Alexander: „Doch warte noch." Er trat vor einen venetianischen Crystallspiegel und ordnete seine Kleidung. „Hat mein Sohn sie getroffen?" fragte er während dieser Beschäftigung.

Gomez bejahte und schilderte, wie Cesare ihnen entgegengetreten.

„Da füllten sich Aller Augen mit Thränen, wie er zu ihnen sprach", fuhr er fort, „wie er beklagte einen geliebten Bruder verloren zu haben, und die Cardinäle um ihre Liebe bat. Selbst Giuliano della Rovere war im tiefsten Herzensgrunde gerührt und umarmte ihn mit einer Herzlichkeit, die man nie in ihm vermuthet hätte — Tröste Dich, Bruder, waren seine Worte: wir werden Dir deinen Verlust zu ersetzen suchen."

„Und was erwiderte mein Sohn darauf?" fragte Papst Alexander VI.

„Seine Eminenz der Cardinal d'Orsini wollte nicht hinter della Rovere zurückbleiben und beschwor die Erinnyen gegen die Mörder herauf. Da entgegnete Don Cesare: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr — und das sagte er in so herzlich erhabenem, christlichem Tone, als ob ein Engel redete, dann faltete er die Hände und fuhr fort: Vergebet so wird Euch vergeben."

Lucrezia und Rosa schauderten, Alexander richtete sich aber stolz in die Höhe.

„Wahrlich, man muß auf ihn stolz sein; es ist ein starker Geist in ihm."

Zwölftes Kapitel.

Das Schloß am Garigliano.

In der Grafschaft Pontecorvo, dicht am Garigliano lag auf einem felsigen Hügel, einem Ausläufer des Appenins, ein Schloß, ziemlich versteckt in Waldungen, einsam und abgelegen. Finster spiegelte der Fluß die düsteren Mauern wieder, die mit dem verwetterten Gestein eins zu sein schienen und wenig zu der leuchtenden, italischen Natur paßten.

Viele unheimliche Sagen waren über dieses Schloß im Munde der Leute, die es kannten. Es sollten dort schreckliche Thaten begangen sein, die noch der Sühne harrten. So mußte es zum Aufenthalte von Geistern, von Gespenstern werden, die nur Wenige in den Mauern duldeten.

Thatsächlich bewohnten es auch nur Wenige, ein alter Vogt mit seiner Familie und einigen Burschen,

die mehr das Aussehen von Strolchen und Banditen, als von ehrsamen Schloßknechten besaßen.

Der Vogt war in den Condottierikriegen ergraut. Unter Francesco Sforza*) hatte er mit Auszeichnung gefochten, sah sich aber mißachtet und verließ den Dienst des Mailänder Fürsten, um als Söldner anderen Herren zu dienen. So hoch aber auch der Lohn eines solchen Capitanos war, er und seine Familie, zwei Töchter und ebenso viele Söhne, hatten kaum damit ihr Auskommen.

Um dasselbe zu vermehren, quittirte der Alte endlich jeden Herrendienst, sein Brod auf der Landstraße mit dem Degen in der Faust suchend.

Aber es gefiel den Signori durchaus nicht, daß ein Anderer, zumal ein Barbar, in ihr Handwerk pfuschte — ein Barbar war Rudolf Bersig gewiß, da er nicht auf Ausoniens Gefilden geboren war, hatte er auch dreißig Jahre in Mitte von Italienern gelebt, war er auch mit einer Tochter des Landes verheirathet, ja hatte er auch alle Sitten und Grundsätze seiner deutschen Nation vergessen und zu belächeln gelernt.

*) Francesco Sforza, Sohn des gewaltigen Mutius Sforza und selbst ein großer Heerführer, erlangte durch Heirath mit Bianca Maria Visconti den Herzogsthron von Mailand.

Von allen Seiten gehetzt, fiel er endlich in die Hände des päpstlichen Gonfaloniere Don Giovanni Borgia und mußte seinen Tod erwarten. Schon war das Urtheil über den deutschen Räuber gefällt, als ihm noch ein Rettungsweg einfiel. Seine Töchter waren jung und schön, und Giovanni liebte die jugendlichen Schönheiten. Annunciata und Andromeda waren auch sogleich bereit, sich für den Vater zu opfern. Es gelang ihnen den Gonfaloniere zu entzücken, daß Rudolf Bersig aus dem Gefängniß des Castello di Angelo am Tage vor seiner Hinrichtung verschwunden war.

Seit jenem Tage bewohnte er mit seiner Familie das düstere Schloß am Garigliano, dem dolce far niente ergeben und für den Urheber dieser gemächlichen Lage an jedem Abend betend. Seine ihm aufgetragene Beschäftigung war das Waldrecht zu wahren und in einigen Dörfern*) die Steuern einzutreiben,

*) In damaliger Zeit gab es in Italien ebenso wenige Dörfer, wenigstens was der Deutsche unter dieser Bezeichnung versteht, wie heut zu Tage. Die Unsicherheit trieb die Menschen meistens in feste Plätze zusammen, welche sicher Städte zu nennen wären, wenn sie sich eben nicht zu klein, zu unbedeutend ausnähmen. Was oben mit Dörfer benannt ist, sind eben jene kleinen Flecken, die Ackerbau und Viehzucht trieben, mochten sie auch mit einer Schutzmauer versehen sein.

von denen die eine Hälfte zu seinem Unterhalt gehörte, während die andere kleinere in den Kirchenschatz floß, zuletzt nach Giovanni's Ernennung zum Grafen von Pontecorvo an diesen fiel.

Es versteht sich von selbst, daß der vielfach gewandte Versig sich nicht mit dem begnügte, was ihm Rechtens zukam, daß er sein Territorium ganz gehörig schröpfte und aussog, hin und wieder in tiefer Verborgenheit auch ausritt, sein altes Handwerk auf einigen Landstraßen zu treiben, vielleicht der Uebung wegen. Dadurch darf aber Niemand des Glaubens werden, daß er milde und nachsichtig das Waldrecht übte, oder daß er anderen Steggreifen durch die Finger sah. Im Gegentheil hatten die Jagdverletzer keine größere Gegner, als den Signor Versigo und seine beiden Söhne, und wenn der Alte auf Banditen in seinem Territorium stieß und ihnen überlegen war, so konnte Jeder eine Wette darauf eingehen, daß er ohne Barmherzigkeit auf sie eindrang und sie so übel zurichtete, wie ihm nur immer möglich war, ja, es konnten die Banditen von Glück sagen, wenn sie mit dem Leben oder ohne Verstümmelung ihm entgingen.

Wie der Vater so die Söhne, welche von ihrer Mutter nur die schwarzen Augen, das dunkele Haar

geerbt hatten, kräftige robuste Gesellen mit den nervigen Gliedern und den Lebensanschauungen des Erzeugers.

Erwähnt ist schon die Schönheit Annunciata's und Andromeda's. Das war aber auch der einzige Vorzug der Mädchen, welche die Mutter in ihrer frühen Jugend verloren hatten und von dem Herrn Papa erzogen waren, so daß die sanften Fraueneigenschaften, welche ein gebildetes Herz behagen und ohne die der Sinn sich Jungfrauen kaum zu denken vermag, bei ihnen völlig fehlten oder unter Rohheit tief vergraben waren. Nur ein Mann wie Giovanni Borgia konnte deshalb von ihnen sich angezogen fühlen, und selbst dieser nicht für lange Zeit. Seine schleunige Erkaltung war vielleicht auch der Grund gewesen, daß Signor Rudolfo zum Vogt eines entlegenen Schlosses gemacht wurde. Eigenthümlich war es, daß die Mädchen unter sich keine Eifersucht kannten, und daß ihre Empfindung sich in einer schwärmerischen Liebe, insofern bei solchen Menschen von Liebe, schwärmender Liebe geredet werden kann, zu dem älteren Sohne des Papstes trafen.

Der Typus der Italienerinnen, die hohe, volle, üppige Gestalt, die Putzsucht und Trägheit, war ihnen

angeboren. Auch besaßen sie viel äußere Frömmigkeit' die jeden schmutzigen Mönch demüthig grüßt, im Grunde aber nur der Gegensatz zur wahrhaften Religiosität ist. —

Nach diesem Schlosse die geraubte Esther zu bringen hatte der Herzog von Gandia dem Signore Michele di Valani befohlen; unter dieser Umgebung sollte das unglückliche jüdische Mädchen nach dem Willen ihres Räubers umgeschaffen werden. Auch lag das Schloß so verborgen, daß wohl anzunehmen war, es entgehe dem Falkenblicke Cesare's.

In Verzweiflung, halb sinnlos über die ihr angethane Schmach war die Jüdin nach dem Schlosse am Garigliano geführt worden: dem Wahnsinn nahe, auf das Aeußerste erschöpft, langte sie dort an.

Nur wenige Worte, geringe Andeutungen genügten, um die Familie des Vogts über die Absicht des Herzogs von Gandia zu unterrichten, und sogleich machten sich die Töchter des alten Versig daran, ihre Aufgabe zu erfüllen.

Mit dem Abscheu eines sittlichen Herzens wies sie Esther zurück, obgleich ihre Erschöpftheit sie zu keiner Kraftfülle kommen ließ.

Die Abspannung, in der sich die Gefangene befand,

ließ weder in Anunziata noch in Andromeda die Hoffnung sinken, vielmehr meinten die beiden „Jungfrauen“ darin allen Grund zu finden, daß sie den Sieg über die „einfältige“ Moral davontragen müßten. Vorläufig sorgten sie auf Valani's Andeutungen dafür, daß die Möglichkeit der Jüdin entzogen wurde, sich das Leben zu verkürzen.

Die wohlthätige Natur trug über die Qual, welche Esther peinigte, den Sieg davon und versenkte sie in einen tiefen Schlaf.

Während desselben saß unten in dem Hauptgemache der junge Valani und erzählte beim feurigen vino di Vesuvio der Familie des Vogts von Rom und dem Leben in den Palästen daselbst, ohne sich durch die hinzukommenden Töchter des Hauses einen Zügel anlegen zu lassen. In der That mußten seine sittenlosen Anekdoten dem Zuhörerkreise ganz besonders behagen; denn wüstes Gelächter folgte den Erzählungen.

„Wie kommt es,“ nahm nun der alte Versig das Wort, „daß bei all diesen Genüssen der Herr Herzog ein solches Wohlgefallen zu der zimperlichen Jüdin hat fassen können? Wo sich so viele Schönheiten freiwillig bieten, kann doch der Widerstand einer

Ungetauften nur Widerwillen hervorrufen. Die Hundepeitsche hätte ich die Ebräerin kosten lassen, und sie wäre geschmeidig geworden."

„Nicht alle Mittel sind für Jeden anwendbar," versetzte der römische Edelmann mit weiser Miene: „So scheint mir die Jüdin nicht der Art zu sein, daß das Deinige, wackrer Schloßwart, erfreuliche Resultate lieferte — ich glaube, sie ließe sich lieber todtschlagen, als von ihrem Eigensinn."

„Der Starrkopf!" tönte es aus dem Munde der Zuhörenden.

„Und so will der Herzog versuchen, was Zusprache hilft," bemerkte der Vogt: „Weißt Du, Signore Michele, das finde ich doch viel zu viele Umstände um eine Heidin, die nicht getauft ist und zu dem verfluchten Volk gehört. Da sind meine Töchter, echte Christinnen und ohne Sprödigkeit —"

„Du hast ganz Recht, Signor Rodolfo," entgegnete Valani: „ich an seiner Stelle —" Bei diesen Worten warf er den jungen Damen einen süßen Blick zu und lächelte sie freundlich an. „Aber die Großen," fuhr er sich unterbrechend fort, „haben ihre eigene Gedanken, ihre Launen. Zudem mag es ihn reizen, daß solch ein Mädchen widerspänstig ist. Jeden=

falls hat er befohlen, sie wie den Augapfel zu hüten und sie gegen Jeden zu vertheidigen, der seine Hand nach ihr ausstreckt, und wäre es der heilige Vater selber oder sein Bruder, der Cardinal. Wir müssen deshalb auf unsrer Hut sein, als ob ein Feind vor den Thoren läge. Das sind seine eigene Worte."

„Diavolo!" rief der älteste Sohn, „dann muß es noch eine ganz besondere Bewandniß mit der Jüdin haben. An uns wird es nicht fehlen, und zieht man nicht mit Karthaunen heran, halten wir ein paar Hunderte ab."

„Ist die Burg so fest?" fragte Valani.

„So klein sie ist und so unscheinbar sie aussieht," erklärte der Vogt, „will ich mich verpflichten sie gegen ein Heer zu halten, das mir die Thore nicht ein-, die Mauern nicht umschießt. Von der Flußseite kann Niemand heran und die Gräben gegen den Wald sind tief genug, um eine ganze Armee zu verschlingen. Zu untergraben, wie man das bei einigen Maurenburgen in Spanien versucht hat, sind diese Mauern nicht, da sie zum großen Theil eins mit ihrer Unterlage sind, nämlich Felsen."

„Zugegeben, aber ich müßte sehr irren, wenn in

diesem Schlosse eine zahlreiche Besatzung steckte," wandte der Römer ein.

„Das ist auch nicht nöthig," erklärte der alte Bersig: „Mit den Meinen hätte ich schon zureichende Besatzung. Nun seid Ihr noch zu uns gestoßen, fünf Männer."

„Wenn Du so sicher bist, würde es mir wenig ziemen noch länger zu zweifeln," versetzte Valani. Dann wandte er sich zu den Damen und scherzte mit ihnen, ohne daß Vater und Brüder an der zweideutigen Weise einen Anstoß nahmen. So kam die Nacht. —

Als Esther am anderen Morgen erwachte und ihre Besinnung zurückkehrte, bedeckte sie ihre Augen mit den Händen und salzige Thränen flossen über ihre Wangen. „O Cesare," stöhnte sie und in dem einen Worte, in dem einen Namen goß sie die Klage über ihr schreckliches Geschick. Dann raufte sie ihr Haar und warf sich zur Erde.

Annunciata und Andromeda eilten nun herbei und hoben sie auf und sprachen zu ihr; aber der Trost aus solchem Munde war kein Balsam, war glühend Blei, war ätzende Salbe für die Wunden. Vergebens priesen ihre Zungen die Schönheit Giovanni's,

sie sah in ihm nur den Teufel, der in ihren Himmel gebrochen, der ihr Paradies gestohlen hatte.

Die frivole Sprache der Mädchen, der ungraziöse Spott mit ihrer Unschuld ließen sie schaudern.

Und kein Mittel gab es, dieser Seelenpein zu entgehen? Der Tod war ihr versperrt.

Nachdem die beiden Schwestern ihre ganze Ueberredungskunst versucht und kein Resultat erreicht hatten, wendete sich ihr voller Unwille auf die Jüdin, welche sich in ihren Händen befand.

Sie überschütteten den Sproß des verachteten Volkes Israels mit Verwünschungen, und Andromeda stürzte sogar aus dem Zimmer, um bei Valani anzufragen, bis zu welcher Grenze der Rohheit sie gehen könnten und ob man nicht Schläge anwenden dürfe.

„Wenn meine reizende Andromeda sie ertheilt, werden sie sicher bei unserem Herzog zu entschuldigen sein," sagte der Römer und schlang seinen Arm um den Leib des Mädchens. „Uebrigens," fügte er für sich hinzu, „muß es ein ganz piquantes Bild sein, wenn sich die Weiber prügeln. Dabei muß ich gegenwärtig sein." Mit diesem Vorsatze erhob er sich.

Ehe die Beiden aber das Zimmer verlassen hatten, trat der Vogt mit festem Schritte ein.

„Wetter! Signor Michele," begann der Deutsche, „da schickt man mir dieses Schreiben. Vielleicht kannst Du es lesen und mir seinen Inhalt mittheilen?"

Valani nahm den Brief und überflog ihn. Lichte Röthe färbte seine Wangen.

„Bei allen Heiligen," rief er, „das habe ich nicht erwartet. Man ist schon hinter mir."

„Wer?" fragten Bersig und seine Tochter wie aus einem Munde.

„Hört! Der Brief, der jedenfalls ganz voll Lügen starrt, lautet:

Gestern Abend hat Michele di Valani im Auftrage des verstorbenen Herzogs von Gandia ein Mädchen zu Euch in das Schloß gebracht, sie weilen noch bei Dir. So fordere ich Dich, Signore Rodolfo Bersigo auf, und zwar auf Befehl Sr. Eminenz des Cardinals Cesare Borgia, mir obige Person, Esther Benoni, auszuliefern, willst Du Dich nicht eines Verbrechens schuldig machen, das den Tod nach sich ziehen würde. Nochmals gebe ich Dir zu bedenken, daß Dein früherer Herr todt ist, und füge hinzu, daß ich nicht allein gekommen bin. Miguelotto.

Lüge! nichtswürdige Lüge, uns zu verlocken!"

schrie Valani: „Aber dieses schändliche Werkzeug des Cardinals soll uns nicht hintergehen. Wo ist der Bote, der den Brief brachte?“

„Er wartet im Thorwege,“ antwortete der alte Schloßvogt.

„Rasch herein mit ihm, gutwillig oder nicht, und die Zugbrücke auf! Für einen Dummkopf soll man Michele di Valani nicht halten.“

Dreizehntes Kapitel.

Bayard und Ariosto.

Ueber die Campagna trabten zwei Reiter, als wollten sie nach bei hellem Tageslichte die alte Weltstadt, der sie sich von Noden näherten, erreichen. Beide waren von jugendlichem Alter und einem Aeußeren, das selbst dem oberflächlichen Beobachter Aufmerksamkeit abnöthigen mußte, ohne daß man sie hätte schön nennen können, ohne daß sie sich im Geringsten geähnelt. Doch hatten sie etwas geistig Gemeinsames, das sich in ihrer Haltung, in ihren Zügen, in jeder Bewegung aussprach: der ritterliche Sinn, die unverfälschte, offene, heiterc Redlichkeit, der die Falschheit verachtende Edelmuth.

Der Eine war in voller Rüstung*); da fehlte weder der stählerne Brust= uach Rückenharnisch, weder

*) Im Ausgange des 15. Jahrhunderts war die volle Rüstung bei den Kriegern zu Roß noch fast allgemein.

die Bein= noch Armschienen, weder die Panzerhandschuh noch der Eisenschuh. Nur der Helm hing am Sattelknopf und hatte dem leichten Barett Platz gemacht, unter dem das frische, kräftige, südfranzösische Antlitz mit dem leuchtenden Auge, dem lächelnden, nur von einem kleinen Schnurrbart beschatteten Munde unbekümmert und sorglos in die Welt schaute. Das schwarze Haupthaar, die kühn geschwungenen, dunkelen Brauen paßten zu der bräunlichen Farbe des Antlitzes.

Weniger harmonisch war seine Gestalt gebaut, die zwar die Mittelgröße erreichte, aber viel zu gedrungen war, um wirklich schön zu sein. Trotz dieser Untersetztheit waren seine Bewegungen leicht und elegant.

So sehr das Leben im Feld, die kriegrische Thätigkeit, die Jugend des Aeußeren verwischt und den Körper des Menschen vor der Zeit reift, und so sehr der ganze Ausdruck des Gerüsteten wie in das Besondere die goldenen Sporen*) zeigten, daß die Waffen sein Handwerkzeug seien und er in ihrem

*) Wie das Beispiel Franz des Ersten von Frankreich zeigt, der sich am 14. September 1515, nachdem er die blutige Schlacht von Marignano gewonnen, zum Ritter schlagen ließ, war der goldene Sporn damals nur durch Anstrengung zu erwerben.

Gebrauche aufgewachsen, war es doch unmöglich, ihn älter als vierundzwanzig Jahre zu schätzen.

Auch nicht mehr Jahre zählte sein Gefährte, eine hohe, edel gewachsene Gestalt, der des Apollo ähnlich, wenn der Gott den Pythonsieg errungen. Stolz war das Haupt erhoben, als ob ihm die Lorbeerkrone nicht entgehen könnte.

Die langen, dunkelen Locken, der kurze Vollbart rahmten ein Antlitz ein, auf dem Scherz und Seelenhoheit ihre Stempel gedrückt hatten.

Seine Kleidung war nicht so ritterlich kriegerisch, wie die des Anderen. Hohe, gelbe Reiterstiefeln hüllten die Beine ein, ein Wams von hellbrauner Farbe mit weiten Puffenärmeln bedeckte den Leib, darüber fiel eine schwarze Schaube. An den Händen trug er die damals gebräuchlichen Stulphandschuhe.

Das etwas hohe Barett wurde durch keine Feder geziert.

An der linken Seite hing auch diesem Reiter das Schwert, wie es die nicht gerade sanfte Zeit erforderte, an der rechten hielt dem Werkzeuge des Krieges aber ein ledernes Futteral die Wage, wie man es damals bei Gerichtspersonen oder Gelehrten sah,

ein Pennal*), Dinte, Federn und Papier enthaltend, von runder Form und nicht unansehnlicher Größe. Vermittelst eines Riemens war es an den Schwertgurt befestigt.

Der Mann in Waffen war Pierre de Terrail, Chevalier de Bayard, der niemals gegen den Spruch: „sans peur et sans reproche“ gefehlt hat, der Mann mit dem Schreibgeräth war der Sohn des Kommandanten von Reggio Ariosto, ein junger Rechtsgelehrter, dem die Gnade des Cardinals Hippolyts von Este einige Geschäfte für geringen Lohn damals übertrug**); großen hat dem Sänger des Orlando furioso erst die Nachwelt widerfahren lassen, mochte er auch schon vor seinem Tode „il divino“ genannt werden.

„Gesteht es nur, Ritter“, sagte Ludovico lächelnd, „Pico's***) reizende Wittwe, die Gräfin Francesca

*) Die Pennale wurden bis zu einer solchen Größe gebraucht, daß es in der That Erleichterung war, sie sich durch Untergebene, jüngere Schüler nachtragen zu lassen.

**) Erst 1503 gab Hippolyt d'Este Ariosto eine feste Anstellung.

***) Giovanni Pico, Graf von Mirandola, ein ausgezeichneter Gelehrter, war 1463 geboren und starb 1495, kam durch seine Gelehrsamkeit und seine wissenschaftlichen Arbeiten in den Geruch der Ketzerei, so daß er es vorzog einige Jahre in Frankreich zu leben. Die verwittwete Gräfin Francesca finden

war der eigentliche Magnet, der Euch nach unserem schönen Ausonien zurückgeführt hat."

„Wie Ihr wollt, Signore", antwortete Bayard mit heiterem Tone; „vor der Hand sind wir aber meinem Wissen nach auf dem Wege nach Rom und haben Mirandola längst hinter uns."

„Ohne es aus dem Herzen verloren zu haben", scherzte Ariosto weiter.

„Sicher nicht", entgegnete Bayard und richtete sich stolz in die Höhe; „noch nie hat ein wackrer Ritter die Dame verleugnet, welche ihm im Herzen lebt. Mein Handschuh Jedem, der Francesca's Tugend zu bezweifeln wagt."

„Halt, halt, Ritter, ich habe durchaus nicht Lust mich von dem Helden von Fuornuovo in kleine Stücke hauen zu lassen und will Eure Gräfin nicht bemäkelt haben, obgleich ich Euch wünschte, daß sie gegen Euch nicht allzuhart sein möchte."

---

wir immer auf Seite der französischen Partei, und so wurde sie von Karl VIII. und Ludwig XII. unterstützt. Zu diesem Zwecke bot sich den französischen Königen kein geeigneterer Mann als Bayard dar, der auch den Papst Julius II., den zweiten Nachfolger Alexanders VI., fast gefangen nahm, als dieser zu dem Belagerungsheer von Mirandole zu eilen beabsichtigte.

Der Ritter lächelte: „Ihr seid ein Mensch, dem Niemand böse werden kann. In diesem Augenblicke verwundend, im nächsten heilend, seid Ihr ein geborner Rechtsgelehrter, faßt Ihr doch stets die Gegensätze in das Auge."

„Leider", versetzte Ludovico, „habt Ihr nur zu sehr Recht. Ueberall finde ich diese Gegensätze in mir lebendig. Da möchte ich z. B. mich gleich Euch in Stahl hüllen und umherziehen wie die Paladine des großen Karls, von denen nns Sage und Geschichte erzählen, und wiederum, wenn ich dies irre Treiben betrachte, wie es so ganz in der Luft schwebt, dann regt sich der Spott in mir über die mächtigen Helden. Oder ich möchte mein Knie vor der Damenwelt beugen, wie sie so schön, so herrlich, Sonnenstrahlen gleich; aber das Licht ist plötzlich getrübt; denn da bringt mir ein böser Dämon in den Sinn, wie dieses Weib falsch und heuchlerisch ihren Gatten betrügt, jenes verbuhlt aus einem Arm in den anderen eilt, ein drittes — —"

„Halt! halt!" unterbrach ihn Bayard: „Ihr seid auf dem Punkte zu lästern. Nein, Meister! Ihr müßt Euch gewöhnen, nicht das Herrliche mit getrübtem Auge zu sehen. Das Weib — —"

„War sicher ein Engel, als es sich Gott, schaffend, dachte“, fiel Ariost ihm in die Rede: „Da schlich aber der Teufel unbeachtet herbei und hauchte es an, daß es so wurde, wie es ist.“

Der Ritter schüttelte unwillig das Haupt: „Meister Ludovico“, versetzte er endlich theilnahmsvoll: „Du mußt bei den Damen traurige Erfahrungen gemacht haben, daß Du so sprichst.“

„Keineswegs, ich habe bei meinen Liebschaften stets Glück gehabt.“

„Nun sprecht Ihr wieder wie ein Cicisbeo“, meinte der Chevalier; aber erzählt! Ihr sprecht gut.“

„Besser, ich spräche schön“, erwiderte Ariost: „Doch zur Sache! Da liebte ich also ein Mädchen, wie nur ein Mensch lieben kann — das Mädchen hieß Angelika und war schön wie mein Vaterland und angenehm wie dem Dürstenden der frische Trunk aus der Quelle, dem Frierenden ein Becher Vesuvswein. Auch keusch war sie, als wäre in ihr die kalte Diana wiederholt worden. Ich lief ihren Schritten nach, als wäre ich ein Hündchen, das froh ist, wenn man ihm Brocken hinwirft. Hätte ich die Welt besessen, ich hätte sie ihr zu Füßen gelegt. Ja, Signore, wer ihre Tugend bezweifelt hätte, mein

Schwert wäre ihm in das Herz gebohrt worden, so wahr ich meiner Mutter Sohn.“

„Recht so“, stimmte Bayard bei, „so gefällt Ihr mir.“

„Eines Tages stahl ich mich in ihren Garten. Es kam die Nacht. Die Sterne leuchteten freundlich nieder, als wollten sie mir zunicken, und die Frau Luna schien so hell, daß ich das Tagesgestirn um sie gern ewig entbehrt hätte. Eine solche Nacht ist wie zur Liebe geschaffen, zur Liebeslust. Das hatte ich mir oft, sehr oft gesagt, und so ersehnte ich, daß Angelica erscheinen möchte. Endlich kam sie auch, heimlich, still, verstohlen, wie die verbotene Liebe schleicht. Mein Herz pochte. Hatte sie mich in meinem Versteck bemerkt und eilte sie jetzt, mich zu beglücken? Thorheit! nach einer entgegengesetzten Seite des Garten, als ich mich befand, wandte sie Schritte. — Zitternd wankte ich aus meinem Verstecke hervor, zitternd folgte ich ihr. Da sah ich — —“

„Wie Du betrogen wardst, Unglücklicher!“ fiel der Ritter glühend ein.

„Meine Geliebte, die Tochter des Partriziers in den Armen des Gärtnerburschen“, fuhr Ariost fort.

„Ciel! Und Du stießest ihnen nicht das Schwert in die Brust? Der Zorn, die Wuth — —"

„Halt, halt, wackerer Ritter! ich stand regungslos. Im nächsten Augenblick würde ein Paladin wie Roland gerast haben. Dazu hatte ich keine Lust; denn Ludovico Ariosto gebraucht seinen Verstand zu nothwendig, um ihn als werthloses Gut, als überflüssigen Ballast bei Seite zu werfen. Mithin schlich ich mich heimlich davon und dankte meinem Gott, daß er mir so hübsch früh die Augen geöffnet."

Bayard schüttelte das Haupt und sein Auge betrachtete des Begleiters Antlitz, als suche es dort das Verständniß zu Ariosts Handlungsweise. Ruhig, fast heiter lächelnd war Ludovico's Blick.

„Ihr habt das Mädchen nie geliebt!" brach es endlich hervor: „Eure Liebe war nicht echt."

„Es mag sein", erwiderte der Andere; „aber die Entdeckung hat tief geschmerzt. Ich leugne auch nicht, daß die Hand den Griff des Dolches faßte, daß vielleicht — Da sah ich ihr seliges Auge, und eine Stimme ließ sich in mir vernehmen, eine Stimme, welche mich des Eigennutzes zieh, des Frevels gegen die göttliche Schickung. Wird ein Ver-

gehen durch ein anderes ungeschehen? fragte die Stimme weiter. Kurz, ich schlich mich fort, ohne die Liebenden zertreten zu haben. Hin und wieder bemächtigte sich zwar meiner eines bitteren Gefühles und ich gedachte daran, wie Archilochos sich gerächt habe. Ihr wißt doch, wer der Mann gewesen?"

„Mein Oheim der Bischof George du Terrail von Grenoble hat mich erzogen", lächelte Bayard: „Viel von seinem Wirken mag das Lagerleben weggelöscht haben, doch nicht Alles."

„Anstaunenswerther", rief Ariost lustig: „Ihr seid der erste Mann in Eisen, den ich mit Erziehung antreffe." Dann setzte er ernster hinzu: „Chevalier, fast zwingt Ihr mich zu glauben, was die allgemeine Stimme sagt, die Euch, den jungen Helden von Fuornuovo, die Blume der Ritterschaft nennt."

„Meister Ludovico, Ihr thätet besser nicht durch Schmeicheln den Italiener in Euch zu verrathen", entgegnete Bayard unwillig.

Ohne durch diese Worte verletzt zu sein, reichte Ariost seinem Begleiter die Hand.

„Es war keine leere Schmeichelei", sagte er mit hellem Blick: „Wohl Euch, daß jedes wahre Wort

über Euch wie eine Schmeichelei erklingt, chevalier sans peur et sans reproche!"

„Daß man das einstmals von mir sagen möchte!" versetzte Bayard und schlug in die gebotene Hand. —

Vierzehntes Kapitel.

Der Deutsche.

„Seht dorthin", bemerkte plötzlich Ariosto und wies auf eine Baumgruppe, die in einiger Entfernung, nahe dem Wege, den sie ziehen mußten, sich befand: „Blinkt es nicht wie Waffen?"

Bayard warf auf die bezeichnete Stelle einen Blick, wie er nur dem wahrhaftigen Krieger eigen ist.

„In der That", sagte er sodann: „Ihr habt Recht, und ziemlich verdächtig erscheint, daß man sich dort zur Erde gelegt hat. Fast sollte ich meinen, wir haben es hier mit einem Späher zu thun, der nicht von uns gesehen sein will. Sollte das uns gelten, so würden unsere Schwerter Unterhaltung bekommen, vorausgesetzt, daß Ihr es nicht liebt, dem Feinde den Rücken zu kehren."

„Ich bin kein Kriegsmann", versetzte Ludovico; „wenn aber ein französischer Edelmann den Vor=

schlag thut, eine Gefahr zu bestehen, darf ein italienischer nicht zurückbleiben."

„Gut gesprochen, Freund", erwiderte Bayard: „Wollte Gott, Jeder dächte wie Ihr. Doch Ihr seid ohne Schutzwaffen. Nehmt wenigstens meinen Helm und Schild. Ihr dürft sie nicht zurückweisen."

Mit der ganzen Courtoisie drängte der Held von Fuornuovo seinem Begleiter die Waffen auf, so daß es keine Form gab, das Anerbieten abzulehnen. Somit stülpte sich Ariost den Helm auf das Haupt, ergriff den Schild und lüftete das Schwert.

„Und nun vorwärts!" rief Bayard, dessen Antlitz in Heiterkeit glänzte, und gab seinem normännischen Rosse die Sporen.

Ariosto blieb nicht zurück, er folgte muthig, wenn auch nicht mit derselben Kühnheit der Blume der französischen Ritterschaft, die rasch auf die Baumgruppe zusprengte.

Der Grund ertönte unter ihrer Rosse Hufen. Da kam Leben in den beargwöhnten Ort. Ein Mann erhob sich von der Erde und trat aus dem Schatten der Bäume, in dem er bisher gelegen hatte und schaute den Dahersprengenden entgegen.

Er war wie der Franzose völlig gerüstet.

Einige Schritte von ihm entfernt, hielt Bayard sein Streitroß an, und fragte, das Barett berührend, wie weit es noch zu den Thoren Roms sei.

„Dort liegt Rom", antwortete der Fremde in einem Italienisch, das sogleich den noch nicht auf romanischem Boden heimischen Deutschen verrieth: „Es ist auch das Ziel meiner heutigen Wanderung."

Der Fremde war, wie schon gesagt, vom Scheitel bis zur Sohle mit Stahl bedeckt, bewegte sich auch in der schweren Rüstung mit einer Leichtigkeit, als ob er kein Gewicht trüge.

Ein Blick genügte Bayard, um ihm ein freundliches Lächeln zu entlocken; das war eine Gestalt, wie sie dem Krieger wohlthut, fast sechsfüßig und nicht plump und schwerfällig, wohl aber kräftig und gewandt. Dabei ein Antlitz, aus dem die Offenherzigkeit und die Wahrheitsliebe frank und frei hervorschauten, ein gerades blaues Auge voll Aufrichtigkeit, und wenn ohne Leidenschaft doch voll Gluth.

„Wahrlich, das ist kein Späher", flüsterte der Franzose dem Italiener zu; „dieser blondlockige Jüngling taugt nicht zu einem Hinterhalt, am wenigsten harmlosen Reisenden böswillig aufzulauern."

Der spätere Dichter des Orlando gab durch eine

leichte Bewegung seine Uebereinstimmung zu Tage. Dann wandte sich der „Ritter ohne Furcht und Tadel" an den Deutschen:

„Lieber Freund," laßt unser Wesen, unsere Erscheinung Euch nicht so Wunder nehmen, wie Ihr uns auffällig erscheint. Selten trifft man einen Mann, der, von Kopf bis Fuß in Stahl gekleidet, des Rosses entbehrt. Auch deuten Eure Sporen darauf, daß Ihr nicht unberitten gewesen seid."

„Ihr habt Recht, Herr Ritter. Mein guter Sigfried muß in der Nähe sein, ein wackrer Klepper, der freilich gegen Euer Schlachtroß sich nicht stellen darf. Er hat sein Mittagsmahl sich wahrscheinlich gesucht, während ich der Verführung nicht zu widerstehen vermochte und mich in die Schatten dieser Bäume streckte."

„Nehmt es nicht für ungut, Freund", nahm nun Ariosto das Wort: „Es heißt doch etwas zu sehr auf sein Glück bauen, wenn man die Sorglosigkeit so weit treibt, wie Ihr. Diebestritte sind leise und Diebeshände sind rasch."

Der Deutsche lächelte. „Ja, wenn es nicht Sigfried wäre", sagte er; „doch läßt der sich nicht berühren, ohne sich zu wehren und mich herbeizurufen. Da habe ich keine Besorgniß." Er legte den Finger

an den Mund und pfiff. Ein helles Wiehern hinter dem Gebüsch antwortete und im nächsten Augenblick trabte das Pferd des Deutschen daher. „Seht Ihr, das ist Sigfried, mein wackrer Genoß.“ Dabei klopfte er ihm zutraulich den Bug, zog den Sattelgurt fest, ordnete das Zaumzeug und schwang sich, trotz der Last seiner Rüstung leicht auf den Rücken seines Rosses: „In Gesellschaft reitet es sich besser als allein. Wollt Ihr, so schließt sich Karl von Bartenstein Euch an.“

„Ihr seid ein zu origineller Germane, Signore Carlo,“ versetzte Ariosto, „als daß man nicht gern in Eurer Begleitung in Rom einziehen sollte. Da haltet Ihr Siesta fast auf offener Straße, als ob es gar keine Halsabschneider gäbe, oder als ob Eure gute Rüstung keinen Banditen verlocken könnte.“

„Ich sollte meinen, daß ein Schlafender überall in Sicherheit ist,“ bemerkte der Deutsche.

„Das heißt in unseren barbarischen Ländern“, entgegnete Bayard: „Hier, wo Gift und Dolch walten, kennt man solche Bedenklichkeiten nicht. Signor Ludovico, verzeiht, wenn mein Wort Euch wehe thut; aber Euer Vaterland wimmelt von Gesindel, das am besten aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen wäre.“

„Und habt Ihr Fremde nicht einen großen Theil dieses Gesindels geschaffen oder bei uns eingeführt?“ fragte Ariosto: „Ich gebe zu, daß Manches bei uns zu bessern wäre; daß es nicht gebessert worden, sind wir nicht allein schuldig. Aber nehmt Euren Schild und Helm zurück, sie sind mir nicht mehr nöthig.“

„Deshalb also die halbe Bewaffnung“, meinte lachend der Deutsche: „Vielleicht habt Ihr mich sogar für einen Schnapphahn gehalten, der auf Euch lauerte. Nun, ich bin darum nicht unwirsch; habe ich doch Manches vernommen, was mir nur schwer in das Gehirn gehen wollte, und habt Ihr mir doch selbst mit Eurer Warnung, nicht ohne Vorsicht zu schlafen, deutlich bestätigt, daß man hier auf seiner Hut sein muß. Daß Ihr mich aber ganz kennt, so wißt, ich heiße Karl Bartenstein und besitze einen älteren Bruder, was heißen will, daß ich eigentlich nicht mehr mein Eigenthum nenne als diese Waffen, mit denen ich mir mein Brod suchen muß. Mein Oheim schrieb mir eine Empfehlung an Annibale d'Orsini, den Herzog von Gravina, den ich nun aufzusuchen beabsichtige, damit er die Wege zu meiner Unternehmung ebene.“

„Ihr sprecht besser, als man hier in Italien von

einem Deutschen gewohnt ist, der das Waffenhandwerk treibt, Signore Carlo", erwiderte Ariosto: „Würden nicht Padua und Bologna von Edlen Eures Volkes besucht, nach den Söldlingen müßte man glauben, jenseits der Alpen herrsche geistige cimmerische Nacht. Mich freut es Euch kennen zu lernen und ich wollte, daß ich Euch mehr dienen könnte, als dies Ludovico Ariosto möglich ist. Wenn Euer Weg Euch jemals aber durch Reggio führt, so bitte ich Euch, mich aufzusuchen nicht zu verabsäumen."

„Und wer seid Ihr, Herr Ritter?" wandte sich Bartenstein an den Franzosen.

„Mein Name ist Bayard," antwortete dieser.

So berühmt der Held von Fuornuovo in Italien, der Besieger des Burgunders Claude de Vaudrai in seinem Vaterlande war, nach Deutschland war der Name Bayard nicht gedrungen. Erst mehre Jahre später wurde er dort berühmt. Deshalb staunte der junge Deutsche die Blume französischer Ritterschaft durchaus nicht überrascht an, um so weniger, da es in damaliger Zeit in Deutschland fast allgemein galt, daß die Ritterschaft der Franzosen lange nicht das Gewicht habe, wie die in dem Lande der deutschen Kaiser. Dieses vollständig grundlose Vorurtheil war

aber diesseits des Rheins so fest begründet, daß Karl von Bartenstein die möglichste Ungezwungenheit gegen den Träger der goldenen Sporen an den Tag legte, als ständen sie auf einer Stufe des Ranges. Uebrigens nahm sich dies unbefangene Betragen gut aus.

„Und nun Signori," begann der Deutsche wieder, „da das Schicksal uns zusammengeführt hat und Ihr so freundlich waret, mir Eure Unterstützung zu versprechen, so erlaubt, daß ich mich nach diesem und jenem erkundige, was zu wissen mir von Vortheil sein kann. Kennt Ihr vielleicht den Herzog von Gravina, dem ich empfohlen bin? Seit meines Oheims Jugend sind über zwanzig Jahre verstrichen, und die Menschen verändern sich in kürzerer Zeit."

„Da wird Euch der Chevalier hier die beste Auskunft geben können."

„Ihr steht wohl in seinem Dienste?"

Diese naive Frage erregte ein schallendes Gelächter.

Die Stirn des Deutschen bewölkte sich und finster blickte er seine Begleiter an.

„Ich habe mir sagen lassen," bemerkte er, „daß der Herzog ein großer Herr sei, der manchen Ritter in seinem Solde hält, manchen Mann, der älter als Ihr seid."

„Mag sein — ich diene aber einem größeren Herrn, meinem angestammten König Karl VIII.,“ erwiderte der Franzose: „Ueberhaupt werdet ihr nicht viele Franzosen finden, welche den italienischen Fürsten dienen. Wir ertragen den Uebermuth nicht leicht, besonders wo er auf losem Grunde steht.“

„Ihr scheint dem Herzoge nicht allzu gewogen,“ bemerkte Bartenstein.

„Die Orsini sind keine schlechten Krieger; aber der Eigennutz spielt bei ihrer Handlungsweise eine nicht untergeordnete Rolle,“ erwiderte Bayard ernst. „Dabei sind sie stolzer, als es vielleicht nöthig ist, und was mein Herz nie zu ihrem Herzen führen kann, sie kennen keinen Unterschied zwischen List und Hinterlist, ich möchte fast sagen: zwischen Klugheit und Falschheit.“

„Ich habe so Manches gehört, seitdem ich mein Vaterland verlassen habe,“ meinte der Deutsche, „so daß eine solche Aeußerung mich kaum erschreckt. Spricht man doch selbst von dem heiligen Vater. Dinge, welche mir das Herz schauern machen. Großer Gott! so wäre es wirklich wahr, daß Rom ein Ort ist, in dem man keinen Gerechten findet?“

„Man übertreibt Vieles um Viel,“ erwiderte Ariosto.

„Das muß sein," fiel rasch Karl von Bartenstein ein; „denn würde es sonst Gott dulden, daß ein Unwürdiger sein Stellvertreter auf Erden sei? würde sich die Erde nicht aufthun und einen Frevler verschlingen, der weder Treue noch Glauben kennt und doch auf dem Stuhle Petri sitzt? Als ich durch Florenz zog, da hörte ich einen Dominicaner lügen und den heiligen Vater schmähen, daß mir der Athem stockte und ich mich beeilte, die Stadt so rasch wie möglich hinter mir zu haben. Denkt Euch, er sprach von einer Buhlschwester des heiligen Vaters."

„Ich möchte Euch rathen, von der Mutter des Cardinals Borgia nicht in solchen Ausdrücken allzuoft und laut zu sprechen, Ihr müßtet denn wünschen, vor der Zeit und höchst unrühmlich unter die Erde zu kommen", bemerkte der Chevalier.

„Das wäre also wirklich wahr?!"

„So gewiß, wie Alexander VI. lebt," bestätigte Ariost, „so gewiß, wie seine Söhne ebenfalls Frauenschöne lieben. Nicht Jeder ist zum Plato geboren."

„Der Papst soll auch eine Tochter besitzen," bemerkte der Deutsche zögernd: „ein Mädchen, dessen Reiz Jeder bewundern müsse."

„Sagt lieber Frau," versetzte Bayard; „sie ist

an den Herzog von Bisceglia vermählt. Nun? was habt Ihr von Lucrezia gehört?"

„Man sprach von Incesten."

„Ich glaube die Fabel nicht, die der Neid erfand," sagte Ariosto: „Doch da ist Rom, Gefährten!"

Fünfzehntes Kapitel.

Auf dem venetianischen Platz.

Als die Drei durch die Porta del Popolo ritten, war die Sonne ihrem Untergange nicht fern.

„Ihr werdet das Quartier der Orsini und den Palast des Herzogs von Gravina nicht mehr bei Tageslicht erreichen und thut demnach gut eine andere Nachtherberge zu suchen, um Euch morgen bei gelegenerer Zeit dem Signor Annibale vorzustellen," nahm der Chevalier das Wort.

„Ich meine, Ihr habt Recht, Herr Ritter," stimmte der Junker von Bartenstein bei: „Wo finde ich aber ein Gasthaus, das meiner kleinen Kasse entsprechend ist?"

„Auch ich bin kein Crösus und auf das Wirthshausleben angewiesen; denn mir blüht hier nicht wie dem Helden von Fuornuovo ein Gastfreund. Seid Ihr es zufrieden, so suchen wir uns ein Unterkommen gemeinschaftlich," sprach der Italiener.

„Jedenfalls ein willkommenes Anerbieten," meinte der Deutsche: „Ihr seid sicher mit den Verhältnissen bekannter als ich."

„Ich bin zum ersten Male hier."

„So werde ich wohl Euer Führer sein müssen, der Euch in die Nähe des Fischmarktes bringen muß," bemerkte Bayard. „Freilich bin ich auch nicht zu oft in Rom gewesen; aber ich habe ein treues Ortsgedächtniß. Wenden wir uns zum Corso, von dort über die Piazza Venezia."

Bei diesen Worten wandte er sein Roß zum Corso, und seine beiden Gefährten trabten neben ihm her.

Wenn die Sonne sinkt, der kühle Abend naht, dann beginnt der Tag des Südens. So wimmelte es auch förmlich auf der Straße, durch welche die Drei zogen. Nicht nur das Volk lustwandelte; kleine, glänzende Cavalcaden sprengten bei ihnen vorüber, ohne nur einen Blick auf sie zu richten, war doch der Anblick von geharnischten Männern durchaus nicht selten in der alten Weltstadt.

Da schallten kreischende Töne und gellender Hilferuf an ihr Ohr, und die Drei sahen wie in der Entfernung das Volk zusammenlief.

„Mort de ma vie!“ rief Bayard, „ich glaube, da bedarf man unserer.“

Rasch sprengte er vorwärts, die beiden Anderen folgten ihm die Straße entlang.

Auf dem venezianischen Platze sahen sie ein buntes Gedränge, aus dessen Mitte die kreischenden Töne und das Hülfegeschrei erscholl, während das Volk brüllte: „In das Wasser mit der Jüdin, in das Wasser mit der Hexe, die Cardinäle schmäht! in das Wasser! in das Wasser!“

„Wie es scheint, giebt es dort eine Judentaufe. Ein Fest empfängt uns bei unserem Eintritte in Rom — das ist ein gutes Zeichen,“ bemerkte der Deutsche mit einem heiteren Lächeln.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Bayard, „wie es kommt, daß ich, der als Christ das Volk, welches den Heiland gekreuzigt hat und sich nicht bekehren will, hassen sollte, doch nur mit schwerem Herzen sehe, wie man es mit Füßen tritt. Manchmal beschleichen Gefühle meine Brust, daß ich bei solchem Tumulte unter das Volk fahren und Partei für den Gemißhandelten nehmen möchte. Ist der Ebräer nicht genug bestraft, daß ihm des Himmels Pforten verschlossen sind?“

In diesem Augenblicke ließ sich in dem Haufen, der die Jüdin umgab, plötzlich eine rauhe Stimme vernehmen.

„Zum Satan, das ist ja Recha, die meine Schwester heilt. Zum Wetter laßt von dem Hexenweibe, oder Ihr habt es mit Giulio del Alma zu schaffen. Hand fort, Mann, oder Du fühlst meine Faust auf Deinem Schädel, so wahr ich Donna Lucrezia's Capitano bin."

„Sie hat den Cardinal Orsini geschmäht." — „Sie hat gelästert." — „Sie ist eine Jüdin!" — „In den Tiber mit ihr!" — „In den Tiber mit ihr und ihrem Beschützer!"

„Mit mir auch? Da nimm das!" Ein Schrei ertönte aus dem wirbelnden Haufen.

Giulio del Alma hatte dem Nächsten einen furchtbaren Faustschlag zu Theil werden lassen, im anderen Augenblick blinkte das Schwert in seiner Hand. Der Pöbel wich zurück. Blitzschnell beschrieb die Waffe einen Kreis um den Kriegsmann und die Jüdin, die kraftlos ihm zu Füßen gestürzt war. Dann raffte er die Wimmernde mit dem linken Arme auf und wollte den Rückzug mit ihr antreten. Schon hatte sich aber das Volk gefaßt und drang auf den Muthigen ein, der für die Unglückliche in die Schranken getreten war.

Auch in den Reihen der Angreifer funkelten Schwerter und Dolche. Dazu ertönte wüthendes Geheul.

„So Viele gegen Einen, mort dieu! das duldet kein Ritter ohne Partei zu nehmen!"

Mit diesen Worten sprengte der Chevalier in die Menge, die vor dem geharnischten Reiter auseinander stob, sich aber bald wieder zu einer kompakten Masse zusammenschaarte.

„Halte Dich brav, Freund, ich komme!" tönte Bayards Stimme.

„Er ist ein Fremder — ein Barbar! — Steinigt ihn!"

Zwischen dem Pöbel und Giulio parirte der Ritter sein Roß und winkte mit dem Schwerte dem zornigen Volke Ruhe.

Grimmiges Gebrüll war die Antwort, Steine flogen um den Kopf des Helden von Fuornuovo vorüber.

„Ihr wollt den Kampf! Wohl Euer Blut auf Euer Haupt!"

Ehe jedoch Bayard den Angriff unternehmen, ehe Ariosto und Bartenstein, die auch ihre Schwerter schon entblößt hatten, ihrem Begleiter zur Hilfe eilen konnten, tönte es von der anderen Seite:

„Platz! Platz für Se. Eminenz den Cardinal Borgia!"

Das Geschrei verstummte sogleich und mitten durch die Menge, im rothen Gewande seiner Würde, auf milchweißem Zelter erschien Cesare, hinter ihm ein kleines Gefolge bewaffneter Diener.

„Pax vobiscum in Christi nomine," ließ der Kirchenfürst seine metallene Bruststimme ertönen: „Was lauft Ihr zusammen? Was ist geschehen?"

Wieder erhob sich unmäßiges Geschrei; Jeder wollte Bericht abstatten.

„Ruhe!" donnerte Cesare's gewaltige Stimme. Als wieder Stille eintrat, fuhr er mit sanftem Tone fort: „Wenn Ihr sämmtlich sprechen wollt, wie wäre es möglich, daß ich Euch verstünde?"

Er machte hier eine Pause und diese benutzte Giulio, indem er schrie: „Das Gesindel will einen Kriegsmann der Borgia in den Tiber stürzen und diesen edlen Ritter zerreißen, der mir zu Hilfe gekommen. Man hat sich an den Farben des päpstlichen Hauses vergriffen."

„An meinen Farben?" donnerte nun der Cardinal und seine Augen schossen Blitze: „Wer hat das gewagt? Das können nur die Mörder meines Bruders gewesen sein. Fangt die Frevler!"

Erstaunt hörte das Volk, wessen es beschuldigt; einen Augenblick hatte sich seiner Erstarren bemächtigt, dann ergriff panische Furcht die Menge, und sie zerstäubte nach allen Seiten.

Ueber das Antlitz des Cardinals flog ein eigenthümliches Lächeln, als er dem fliehenden Pöbel nachschaute, dann rasch auf Bayard zureitend, redete er ihn an: „Und wer seid Ihr, Herr Ritter, der — —? Aber was sehe ich! Ihr seid es, Chevalier, der Sieger von Fuornuovo."

„Ihr macht mich schaamroth, Don Cesare," erwiderte der Angeredete: „Ich habe nicht mehr vollbracht als Jeder meiner Landsleute: meine Schuldigkeit; ich habe nur nach Kräften gefochten."

„Eure Gegner wissen davon zu erzählen," versetzte der Sohn des Papstes; „erschient Ihr ihnen doch wie ein apokalyptischer Reiter, schien doch der Tod auf Eurem Schwerte zu ruhen. Da ging der Schrecken Euch zur Seite und erlesene Schaaren flohen vor Euch, dem Einzelnen. Wäre ich nicht Cardinal, ich könnte Euch beneiden, die Sonne, deren Strahl gepriesen, und die kaum wissen will, daß sie leuchtet und erhellt."

Mit Staunen hörte Karl von Bartenstein diese

Worte; das hatte er nicht gemeint mit einem hochberühmten Ritter zu ziehen und er fühlte die scheue Beklemmung, welche Jeden ergreift, wenn er sich nicht also benommen hat, wie es sich geziemt; hatte er doch den Chevalier wie seinesgleichen behandelt.

„Hätte ich gewußt, daß Ihr gegen das Volk Front gemacht," fuhr der Cardinal fort, „ich hätte mich gehütet, Euch zu stören und mir das Schauspiel zu verderben, wie ein Wolf eine Heerde Schaafe scheucht und unter ihnen wüthet, wie der Sturm die Spreu zerstäubt. Herzlich, herzlich willkommen in Rom! um so herzlicher als Ihr nicht als Feind naht." Der Sohn des Papstes reichte dem Ritter die Hand, der den Panzerhandschuh auszog und sodann einschlug.

„Italien und Frankreich, ich denke, daß dies eine gute Verbindung ist," sagte Cesare lächelnd.

„Wenn es bisher nicht der Fall gewesen, so ist das wohl nicht die Schuld meines Königs," erwiderte Bayard: „Karl VIII. hat stets gewünscht, mit dem heiligen Vater Hand in Hand gehen zu können."

„Lieber Freund," versetzte Cesare und neigte sich vertraulich näher, während er seine Stimme dämpfte, „Ihr wißt nicht, welche Rücksichten der Verwalter des Patrimoniums Petri zu nehmen hat. Würden

wir völlige Freiheit besitzen, wäre die Romagna — — Das unter uns. Gilt Euer Besuch uns?"

„Ich denke dem heiligen Vater meine Ehrfurcht persönlich zu beweisen," antwortete der Ritter.

„Ihr kommt zu einer nicht ganz gelegenen Zeit," erwiderte der Cardinal: „Der Tod meines Bruders —"

„Wie? Euer Bruder todt? Der schöne Gonfaloniere?!" rief Bayard erschreckt aus.

„Ihn küßte der Todesengel — Ihr wußtet das nicht? Doch ja, sein Leichnam wurde erst heut früh in dem Tiber gefunden," versetzte Cesare mit einem Seufzer: „Gott gebe ihm Frieden und die ewige Ruhe."

„Und der Mord hat bis zu ihm reichen können?! Möge die Vergeltung den Schuldigen treffen!"

„Amen — Ja, ja, Ihr findet hier Trauernde, die für Geschäfte keinen rechten Sinn besitzen. Wartet drum einige Tage, wenn ich rathen darf, ehe Ihr meinen Vater aufsucht. Mein Haus steht Euch zu Gebot —"

„Leider kann ich Euer Anerbieten, Eminenz, nicht annehmen," entgegnete der Franzose: „ich habe sowohl dem Gesandten der venetianischen Republik als auch dem Bischof von Orvieto zusagen müssen, ihre Gastfreundschaft in Rom zu genießen."

„Das thut mir meinetwegen leid,“ bemerkte Cesare: „Doch ehe wir scheiden, um uns in dem Vatican wiederzusehen, wohin ich Euch bei gelegener Zeit zu holen mich beehren werde, stellt mir Eure Begleiter vor. Wer ist dieser edle Krieger?“

„Ein Herr von Bartenstein; wie Ihr hört, deutschen Ursprungs, und dort Signor Ludovico Ariosto, Sohn des Befehlshabers von Reggio, ein Diener des Cardinals von Este.“

„Also auch Staatsangelegenheit, was ihn hierhergeführt. Gut. Hippolyt wählt freilich junge Vertraute; aber oft ist die Jugend gereifter als das Alter. — Nochmals herzlich willkommen, Chevalier! Hätte ich es nicht unbedingt nöthig zu eilen, ich würde gern einige Stunden in Eurer Gesellschaft zubringen, so rufe ich Euch: Auf baldiges Wiedersehen! zu.“

Cesare schüttelte dem Ritter die Hand und wollte sein Roß wenden, da fiel sein Blick auf den Capitano Giulio del Alma und die Jüdin.

„Sieh da der wackere Hauptmann meiner schönen Schwester. Sicher bist Du es gewesen, der von dem Volke molestirt wurde. Was hattest Du den Bürgern gethan, daß sie gegen Dich rebellirten?“

„Ihnen das Vergnügen einer Judentaufe ent=

zogen; denn diese Alte behandelt ärztlich meine Schwester Stefana, und ich dachte, daß es unnöthig wäre, sie zu ertränken, da man doch genug anderes Judenvolk haben kann. Man sagt freilich, sie habe den Cardinal Orsini beleidigt; aber das verrückte Thier ist ganz von Sinnen und weiß nicht, was sie spricht, seitdem man ihre Tochter Esther gestohlen hat."

Cesare klopfte dem Capitano auf die Schulter: „Du hast Recht gethan. Bringe sie nach Hause und bedeute dort die Ihren, daß sie besser in Verwahrung gehalten werde."

Er winkte grüßend mit der Hand und sprengte an der Spitze seines Gefolges über den Platz.

Sechszehntes Kapitel.

Die Rettung.

Als sich der Cardinal entfernt hatte, nahte sich der Junker von Bartenstein dem Ritter.

„Verzeiht, Herr", sagte er zu Bayard, „daß ich bisher so unumwunden mit Euch geredet. Bei Gott und allen Heiligen, ich glaubte nicht, daß Ihr um so viel höher als ich gestellt waret.

„Lieber Freund versetzte der Franzose mit der liebenswürdigen Freundlichkeit, die ihm in hohem Maße eigen war, „ich weiß in der That nicht, daß Ihr den kleinsten Verstoß gemacht habt. Uebrigens gilt ebenso wenig das Ceremoniell auf der Landstraße, als vor Gottes Augen. Im Grunde genommen sind wir gleich, Keiner ist etwas Besseres als der Andere. Habe ich vor einigen Jahren mir den Ritterschlag verdient, vielleicht erringt Ihr ihn morgen. Was sollte ich Euch mithin verzeihen? Im

Gegentheil laßt das alte Verhältniß, daß in den vergangenen Stunden geherrscht, zwischen uns ferner bestehen."

„Eure Huld und Güte sind in der That unendlich", meinte Karl: „Wohlan ich ergreife die mir angebotene Hand wie eine noch nicht verdiente Ehre, die ich aber zu verdienen mir Mühe geben würde.

„Und nun Freunde, rasch an das Werk den gesuchten und passenden Gasthof zu finden."

Mit Hilfe des Chevaliers war auch bald das Unterkommen für Ludovico Ariosto und Karl von Bartenstein gefunden, worauf sich Bayard von seinen beiden Begleitern trennte, um den Palast des venetianischen Gesandten Grimaldi aufzusuchen.

Die Wirthshäuser standen damals selbst in Rom, wo der größte Fremdenverkehr stattfand, auf ziemlich niedriger Stufe. Meistentheils vereinigten sie Schenke und Behausung für die Nacht. Das Obdach, welches sie gewährten, war weit davon entfernt, den Comfort darzubieten, an dem wir heutigen Tages gewöhnt sind und den wir mit Recht erwarten. Freilich waren die damaligen Zeiten in gewisser Beziehung einfacher, als die heutigen, und die Bedürfnisse eines Reisenden reducirten sich auf das Nothwendigste.

Somit waren Ariost wie Bartenstein völlig zufrieden, daß der Wirth ihnen zur Nacht eine besondere Kammer und ein Bett zusagte. Niemand von ihnen dachte daran eine Lagerstätte für sich allein zu beanspruchen.

Daß sie gewissermaßen gezwungen wurden unten in der allgemeinen Gaststube den einfachen Imbiß zu verzehren, den man ihnen zu Abend vorsetzte, fiel ihnen durchaus nicht auf; das war Sitte, man kannte es nicht anders.

Uebrigens war die Bedienung durchaus nicht langsam. Ebenso schnell wie der Knecht zur Hand gewesen, ihre Rosse unter Dach und Fach eines höchst baufälligen Stalles zu bringen, waren ein paar Mädchen sogleich bereit, sie beim Entledigen der überflüssigen Panzer und Bekleidungsgegenstände zu unterstützen, um diese sodann in eine Ecke zu den Mantelsäcken zu legen.

Dabei suchten sie sich den beiden Reisenden so angenehm wie möglich zu machen.

„Blitz, ein paar muntre Dinger", flüsterte der Deutsche seinem Gefährten zu.

„Laßt sie hören, daß sie Euch behagen, und wir werden sie nicht einen Augenblick von der Seite

haben", entgegnete Ariosto: „Uebrigens habt Ihr Recht, sie besitzen Fülle und ein leuchtendes Auge. Dabei sind sie gewandt und schnell wie die Schlangen."

Der Wirth trat nun mit Bechern und einem Kruge Wein zu den Gästen, ihnen die Versicherung gebend, daß ihr Hunger in nicht langer Zeit gestillt sein werde. Und er hatte Recht; denn kaum waren zehn Minuten verstrichen, so trugen die Mädchen auf einer hölzernen Platte mächtige Stücke kalten Hammelbratens auf, daß einem heutigen Magen gegraut hätte, wenn ihm zugemuthet würde, auch nur den zehnten Theil des mit Knoblauch gebratenen Fleisches zu verzehren.

Unsere Reisenden waren indeß dieser Kost mehr gewohnt und besaßen so guten Appetit, daß der große Vorrath in kurzer Zeit zusammenschmolz. Auch bewährte der Deutsche den Ruf, dessen seine Landsleute im Trinken genossen, und die beiden Mädchen sahen lächelnd und kichernd, wie er einen Becher nach dem anderen von dem feurigen Weine leerte.

Nachdem er gesättigt, schob er die hölzerne Platte mit den wenigen Resten zurück — der Italiener hatte schon früher seine Mahlzeit beendet —

und richtete die Frage an seinen Gefährten, wer der Cardinal gewesen, der das Volk zerstreut habe.

„Der Sohn des Papstes," lautete die Antwort Ludovico's.

Karl von Bartenstein starrte ihn an. „Der Sohn des heiligen Vaters?" rief er aus: „Ein Bastard und dabei Kirchenfürst?! Und die anderen Großwürdenträger des Stuhles Petri schweigen dazu?"

„Ich möchte Euch nochmals rathen, Eurer Zunge Fesseln anzulegen," versetzte Ariosto mit leiser Stimme: „die Familie Borgia vergiebt keine Beleidigung, und wo nicht andere Mittel helfen oder angewandt werden können, da sind die Kenntnisse in der Giftbereitung von Bedeutung. Ich glaube nicht an Inceste; aber mit den Medicamenten der Borgia ist schon Manchem vom Leben zum Tode geholfen worden."

„Und solche Menschen — —"

„Schweigt, Freund! Darüber ist nur an sicheren Orten zu sprechen."

Mit diesen Worten erhob sich Ariosto, nahm seinen Mantelsack und sein Schwert und ersuchte das eine Mädchen, ihm zu leuchten. Der Deutsche hatte den Kopf auf die Hände gestützt, er konnte nicht fassen, was sein Begleiter ihm gesagt. Andeutungen

waren ihm freilich schon öfter über die Giftmischerei der Borgia's gemacht worden; das Schicksal hatte jedoch gewollt, daß ihm jetzt erst eine wirkliche Eröffnung zu Theil wurde, vielleicht, weil er die Reise seiner schwächlichen Börse wegen sehr beeilt hatte.

Das andere Mädchen trat auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und fragte lächelnd, ob er nicht auch die Ruhe suchen wollte.

Der Deutsche war in seine Gedanken so gänzlich versenkt, daß er die Worte der Dirne nicht hörte.

„Nein, nein," sagte er, „ich kann es mir nicht denken. Der Himmel müßte über die Frevler einstürzen."

Die Gasthausdirne setzte sich zu ihm sogleich auf die Bank, schlang ihren vollen Arm um seinen Hals.

„Was kannst Du Dir nicht denken, Schatz?" fragte sie.

„Daß der Papst durch Gift morde."

Kaum war das Wort über seine Zunge, so sprang das Mädchen entsetzt auf und entfernte sich von ihm.

Bartenstein bemerkte diese Wirkung seiner Worte und es fiel ihm Ariosto's Warnung ein. Unmuthig über seinen Unbedacht erhob er sich nun auch, nahm seine Waffen und folgte dem Mädchen, das ihm scheu

bis zur Thür seines Gemaches voranleuchtete, dann aber eilig hinwegeilte, als fürchte sie ein Zusammensein mit ihm, und wäre es von noch so kurzer Dauer.

Als der deutsche Junker in das Zimmer trat, fand er Ariosto allein und mit großen Schritten auf und abgehend. Karl theilte ihm mit, was er so eben erfahren; des Italieners Stirn wurde finster und bewölkt.

„Ich konnte es mir denken, daß Ihr nicht vorsichtig sein würdet", versetzte er: „Zum Wetter, Mann! besser, Ihr schneidet einem halben Dutzend Geschöpfe, wie Ihr seid, die Hälse ab oder erleichtert sie und ihre Börse, als in Rom den Papst herauszufordern. Wahrlich, Ihr könnt von Glück sagen, wenn Ihr am Leben bleibt. Bartenstein, Bartenstein! wer wird den Löwen in seiner Höhle am Barte zupfen!"

Der Deutsche hatte keine schwachen Nerven und ein feiges Erschrecken war ihm fern.

„Wenn aber das Gift und die Verbrechen keine Lüge, wird man sich hüten mich anzuklagen", wandte er ein.

„Wer spricht von Anklage?" erwiderte Ludovico:

„Ihr scheint das gerichtliche Verfahren in Rom, die Polizei nicht zu kennen. Man hebt Euch auf, ein Kerker umfängt Euch und wird Euer Grab, wenn man nicht vorzieht, Euch zu martern und dann auf ewige Zeiten stumm zu machen. Wer wird nach dem Ausländer fragen, der Seine Heiligkeit und die Recepte der Borgia's recensirt hat? — Selbst ich muß denken, mich so schnell wie möglich unter mächtigen Schutz zu stellen. Wenn ihr meinen Rath nicht noch einmal verachtet, so begebt Euch mit dem ersten Morgenlicht von hier fort und in den Palast des Herzogs von Gravina, des Seniors der Orsini. Dahin wagen die Hände der Polizei nicht zu fassen."

„Der Herzog von Gravina ist also ein vielvermögender, edler Herr?" fragte der Deutsche.

„Annibale d'Orsini hat eine weite Hand, die in Rom gegen den offenen Feind schützt."

„Es befanden sich in dem Gastzimmer, wie Ihr wißt, nur noch zwei Männer, außer dem Wirth und dem Mädchen. Wird unter diesen sich ein Verräther finden?" bemerkte Karl.

„Nicht Einer; aber vier, und sei es nur aus Furcht vor einander", entgegnete Ariosto: „Die Römer wissen sich schreckliche Geschichten von der In=

quisition im Castello di San Angelo, im Vaticano oder Quirinal zu erzählen. Wollüstlinge sind zur Grausamkeit geneigt und man erzählt sich, daß die Schmerzen Andrer und ihre Leiden einen Kitzel unmenschlicher Lust bilden. Die alten Römer, die Cäsaren fanden Vergnügen daran, Menschen sich zerfleischen, Andere durch wilde Thiere zerreißen zu sehen. Das Angst- und Schmerzensgeschrei war ihren Ohren wie Musik."

Bartenstein war ein Kind seiner Zeit, er kannte die Torturwerkzeuge der damaligen Tage, er wußte, daß Gewalt vor Recht ging, und schauderte. Seine Hand faßte krampfhaft den Schwertgriff. Ludovico bemerkte es und schüttelte ernst das Haupt.

„Eure Waffe ist gewiß gut und für Eure Feinde sichrer Tod", meinte er, „wenn diese nicht in zu großer Uebermacht erscheinen. Aber selbst die Kraft eines Orlando würde nicht zureichen, um in Eurer Lage den Sieg herbeizuführen. Stützt Euch lieber auf Flucht und den Einfluß der Orsini, als Eurer Kraft zu vertrauen — Letzteres würde eher Euer Verderben herbeiführen."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und das Mädchen, welches den Italiener auf

das Zimmer geleuchtet, steckte den Kopf in das Zimmer.

„Um Gott schweigt und verrathet mich nicht", sagte sie leise.

Rasch flog Ariost auf sie zu: „Was giebt es?"

„Der Herr und Bianca sind eben zur Polizei gelaufen, bald werden die Sbirren hier sein. Flieht, ehe es zu spät", versetzte sie und eilte davon.

„Da haben wir wieder die Fabel, ohne das Mäuschen wäre der Löwe gefangen", bemerkte der Italiener und griff nach seinem Barett und Schwerte: „Aber was macht Ihr dort? Laßt Schild und Helm und die unnöthigen Rüststücke liegen, die helfen jetzt besser, wenn sie hier bleiben. Da ist Euer Degen. Nun noch der Brief an den Orsino, und dann kommt — wir müssen eilen."

„Und unser Eigenthum fällt in die Hände der Sbirren", meinte Bartenstein.

„Ich denke nicht auf immer; besser aber, wir opfern das als unser Leben."

Der Deutsche folgte dem Rathe seines Gefährten. Die Beiden verließen nun ihr Gemach, gingen die Treppe hinunter und traten dreist in das Gastzim=

mer, in dem sich die Warnerin und mehre andere Personen befanden.

„Habt Acht“, sagte der Italiener, „daß aus unserem Zimmer nichts entwendet wird. Wir machen noch einen Spaziergang und sind gegen Mitternacht wieder hier. Adio.“

Als sie auf der Straße waren, ergriff Ludovico die Hand des Deutschen und riß ihn in den tiefsten Schatten der Straße.

„Eilen wir aus dieser Gegend fort“, meinte er: „Noch sind wir nicht gerettet.“

Schon waren sie mehre Straßen durcheilt und noch immer schaute der Italiener rückwärts.

„Ihr glaubt an eine Verfolgung?“ fragte der Deutsche.

„Ich wollte, jener dunkle Schatten gehörte dem Orcus an oder wäre von unsrer Spur.“

„Ich werde ihm das Schwert in die Brust stoßen“, entgegnete Karl und griff nach der Waffe.

„Besser, wir täuschen ihn.“

Sie bogen um eine Straßenecke, ein tiefer Thorweg zeigte sich ihnen; sie drückten sich in seinen Schatten. Einen Augenblick später huschte bei ihnen eine dunkle Gestalt vorbei.

„Das war der Schurke, der unsere Pferde in den Stall führte“, nahm Ariost wieder mit gedämpfter Stimme das Wort, „er verdiente für sein Spähen vom tarpejischen Felsen gestürzt zu werden.

„Wahrlich“, entgegnete der Deutsche, „es ist schimpflich, von solchen Menschen in die Flucht geschlagen zu werden. Wo befinden wir uns jedoch?“

„Das weiß die heilige Jungfrau“, antwortete der Italiener; „ich bin in Rom völlig unbekannt.“

„So werden wir zu unserem Wirthshause schwer zurückfinden.“

Was ich durchaus auch nicht beabsichtige — wir sind angewiesen die heutige Nacht in den Straßen Roms zuzubringen, um uns mit dem Frühesten nach unseren Asylen umzusehen.“

„Für mich ist das keine Mühe“, erwiderte Bartenstein; „ich habe am Tage geschlafen; Ihr jedoch, Signore, seid durch meine Unachtsamkeit — —“

„Bekümmert Euch deshalb nicht“, unterbrach ihn Ariosto: „ich bin durchaus nicht niedergeschlagen, daß ich diese schöne Nacht im Freien zubringen und so das Bette entbehre. Außerdem bietet sich Gelegenheit Rom kennen zu lernen, und wer sich das ent-

schlüpfen läßt, verdient die Weltstadt nie zu betreten, nie zu sehen."

Damit trat er aus dem Thorwege hervor, schaute sich nach allen Seiten um und winkte sodann dem Gefährten, ihm zu folgen.

Die Straßen, welche noch vor einigen Stunden ein bunt belebtes Bild dargestellt hatten, lagen jetzt öde und todt da — nirgends zeigte sich Leben und Bewegung. Nur hin und wieder eilte eine dunkele Gestalt an ihnen vorbei, ein Amoroso, den der Gedanke an das ihn erwartende Schäferstündchen die Gefahr, von Raubgesindel angefallen zu werden, vergessen oder ihr trotzen ließ, vielleicht auch ein Nachtschwärmer, der in jedem Augenblick bereit war, Degenstöße auszutauschen.

Wieder waren unsere Fremdlinge in Rom einige Straßen durchwandert, und der Deutsche hatte kopfschüttelnd seinen Gefährten aufmerksam gemacht, daß die Häuser sämmtlich auf's Aeußerste an den Thüren und Fenstern verwahrt seien, als sie plötzlich in der Ferne Lärmen und Hilfegeschrei hörten.

Rasch bogen sie um eine Straßenecke. In dem Scheine des eben aufgehenden Mondes sahen sie

eine von Strolchen angefallene Sänfte, die von einem Herrn zu Rosse und einigen Dienern zu Fuß eifrig vertheidigt wurde; doch konnte man auch wahrnehmen, daß die Uebermacht der Banditen in kurzer Zeit den Sieg davon tragen mußte.

„Hei, da kommen wir eben recht!" rief der Deutsche und riß sein Schwert aus der Scheide.

Auch Ludovico Ariosto hatte seine Klinge entblößt und die Beiden liefen der Stelle zu, wo der Kampf tobte. Sie durften keinen Augenblick später kommen; denn schon hatten die Angreifer den Reiter ergriffen und rissen ihn vom Pferde herab, während einer der Diener sich mit einer Kopfwunde auf der Erde wand.

„Hierher Gesindel!" brüllte Bartenstein und sein Schwert schmetterte einen Banditen, der ihm entgegensprang, zu Boden. Einen zweiten durchbohrte er mit dem langen Dolche, dem sogenannten „Gnade Gott", die Brust.

Auch sein Gefährte zeigte sich nicht lässig, sein Degen kreuzte sich mit dem eines Räubers, um in der nächsten Minute die Kehle des Gegners zu treffen. Eine solche Hilfe mußte den Sieg entscheiden, Nachdem Karls Schwert noch einmal die Luft durch-

pfiffen hatte, um wieder einen Banditen niederzustrecken, räumten diese das Feld.

Die Sieger traten zu dem Herrn, der vom Pferde gerissen war und dessen Roß die Schurken mit sich geführt hatten. Er war ein alter Mann, wenigstens umrahmten weißes Hauptkaar und ein Bart von gleicher Farbe das Antlitz. An seiner kostbaren Tracht zeigte sich der reiche Edelmann.

„Bei allen Heiligen und dem heiligen Januarius im Einzelnen", meinte er sich aufrichtend, „das war Hilfe in der höchsten Noth. Mein Leben galt schon keinen Heller werth. Was magst Du aber, Kind meiner Lust? die Schurken haben Dich doch nicht verletzt?"

„Dem Himmel und diesen jungen Leuten sei Dank", antwortete eine helle Stimme, „ich bin unverletzt; aber der gute Barberino ist verwundet." Bei diesen Worten wurde die Thür der Sänfte geöffnet und eine junge Dame sprang heraus und eilte auf den Körper des gefallenen Dieners zu. Sie neigte sich auf ihn nieder, wandte sich aber sogleich ab: Ich glaube er ist schon todt."

„Niemand kann mehr todt sein", erwiderte ein andrer Diener: „Schade um ihn!"

„Signori", nahm wieder der alte Herr das Wort: „Wer Ihr auch seid, Ihr habt Euch ein Verdienst um mich und mein Haus erworben, daß ich Euch nie vergessen werde. Was die Erkenntlichkeit des Herzogs von Gravina vermag, wird Euch zu Gebote stehen. Aber kommt mit mir von dieser Stelle fort; diese Leichen, die Eure tapfere Schwerter geschaffen haben, sind keine Gesellschaft für meine Tochter."

„Gern stehen wir Euch zu Befehl, Signore Duca", erwiderte Ludovico, „um so lieber, da wir heute ohne Nachtquartier sind und dieser wackere deutsche Edelmann, Karl von Bartenstein mit Namen, Euch morgen aufsuchen wollte, um sich und sein Schwert Euch zu Diensten zu stellen. Der Zufall hat es gewollt, daß er das schon heute sollte."

„Bartenstein!?! erwiderte der alte Herzog: „Der Name ist mir nicht ganz unbekant. Doch vorwärts, Signori!" Der Zug setzte sich in Bewegung.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Principessa.

Der Zufall hatte Karl von Bartenstein mit dem zusammengeführt, auf den er seine Hoffnungen setzte, und gestaltete sich so für ihn zum Glück; denn Annibale d'Orsini, das Haupt der mächtigsten Familie des Kirchenstaates, wäre für den jungen Deutschen sonst nur schwer zugänglich gewesen, wenn er auch ein gutes Schwert nicht zurückgewiesen hätte. Die Macht, welche der Herzog von Gravina besaß, hätte vielleicht auch in ihrem stolzen, übermüthigen Ausdruck den jungen Mann verletzt, wären nicht eben die Ereignisse vorangegangen, die den sonst übermüthigen römischen Edelmann zur Dankbarkeit gegen seinen Erlöser vom Tode zwangen.

Auf dem ferneren Rückwege nach dem Palast der Orsini, in der Nähe der Halle der Octavia, theilte Ludovico Ariosto dem Herzoge mit, was geschehen

sei, und wie dadurch Bartensteins fernerer Aufenthalt in Rom gefährdet werde.

Annibale hörte aufmerksam zu und entgegnete dann:

„Ich denke, daß Papst Alexander sich wohl hüten wird, die Hand nach einem Edelmann, der unter meinem Gefolge sich befindet, unter meinem Schutze steht, allzu offen auszustrecken. Aber es giebt andere Mittel und das Gift der Borgia's hat einen längeren Arm, als die offene Gewalt des Statthalters Christi. Ihr seid unvorsichtig, junger Mann, wie das einem Krieger zusteht; aber in Rom darf man nicht nur Krieger sein. Wahrlich, Eure Unüberlegtheit wäre Euch theuer zu stehen gekommen, hättet Ihr das Unglück gehabt in die Gewalt derer zu fallen, die Ihr beleidigt habt. Man hätte Dir die Zunge herausgerissen. Das Glück ist Dir günstig gewesen, mich zu finden und zu verpflichten; denn ich weiß in der That nicht, ob ich, ohne daß Du mich gerettet, Dich aufgenommen hätte; denn solches „Schütz gewähren" ist mißlich, um so mehr, wenn man mit den Borgia's in gutem Vernehmen steht."

„Monsignore," versetzte Bartenstein, „es würde mir schmerzlich sein, bereitete ich Euch Unannehm-

lichkeiten; lieber lenkte ich mein Roß nach Deutschland zurück, so wenig ich dort zu hoffen habe."

„Sprich nicht weiter, Signore! Du bleibst bei mir; ich würde es nie verantworten können, wenn ich meinen Retter und den meiner süßen Giulietta von mir ließe. Auch läßt man eine gute Klinge sich nicht leicht entgehen. Morgen werde ich Dein Gepäck aus dem Gasthause abholen lassen."

Wer den sonst so hochmüthigen Herzog kannte und nichts von seiner Rettung erfahren hätte, würde an Zauber geglaubt haben, wenn er gehört, Annibale habe einen einfachen deutschen Edelmann und den Sohn des Kommandanten von Reggio noch in der Nacht bei sich zu einem Becher eingeladen.

Dem war aber in der That also, und der alte Orsini gestattete sogar, daß Karl nicht nur Julia aus der Sänfte hob, sondern sie auch die Treppe hinaufführte. Im Korridore standen die Frauen der Herzogin und der Principessa, deren Hand in der seinigen lag, deren Finger, wie er wahrzunehmen glaubte, die seinigen leise drückten.

Erst als sie sich trennten, schlug Julia ihren Schleier zurück und zeigte dem jungen Manne ihr Antlitz, sich mit wenigen Dankesworten von ihm verabschiedend.

Karl glaubte in ihnen, so gemessen sie auch erschienen, doch einen innigen Ton wahrzunehmen, der mit dem Ausdruck des leuchtenden Auges harmonierte. Hätten schon die einnehmenden Züge des jungen Mädchens, das sich soeben zur Jungfrau ausgebildet hatte, ihn zu bezaubern vermocht, prägte sich die Freundlichkeit der Rede so in sein Herz, daß die Principessa in diesem Augenblick die Dame seines Herzens war.

„Ist sie nicht ein wundervolles Wesen?" fragte ihn Annibale, als sich Julia entfernte.

„Ich will es gegen Jeden verfechten, daß Eure Tochter die Krone ihres Geschlechtes ist," erwiderte Bartenstein feurig.

Der Herzog lächelte wohlgefällig zu dieser Rede; seinem Stolze kam es nicht zu Sinn, daß in diesem Augenblick der Gedanke den Deutschen durchzog, er müsse das süße Mädchen erringen. Vielmehr nahm der alte Orsini die Worte nur als die beistimmende Bewunderung eines Fremden.

„Ja, sie ist schön," versetzte er, „und werth eine Königskrone zu tragen. Wahrlich, ihr soll ein lichtes Diadem werden!"

Diese letzte Rede des Herzogs war ganz dazu

angethan, die Empfindungen Karls niederzudrücken, seine Gefühle zu vereisen, und doch gab der Deutsche die Hoffnung nicht auf.

Annibale führte seine Gäste in ein Zimmer, wie es Bartenstein noch nicht gesehen hatte. Es verschwand alle Pracht, die er bisher wahrgenommen, gegen den Luxus, der ihn jetzt umgab; waren doch die Wände mit reichen Teppichen behängt, die Stühle mit goldgesticktem Sammt und schwerem Seidenzeuge bedeckt. Ein marmorner Mosaikfußboden, Tische, ebenfalls von Marmor und reich vergoldet, wurden beleuchtet von einer Fülle von Ampeln und Armleuchtern, bei denen man sich hätte fragen müssen, ob Stoff oder Form schätzenswerther sei. An den Thüreinfassungen hingen Waffen, die kunstreich ciselirt waren, und deren Werth das kundige Auge des Deutschen zu schätzen wußte.

Der Herzog winkte, fast ohne ein Wort über die Lippen zu bringen den Dienern, welche ihnen die Thüre geöffnet hatten, und sogleich stürzten sie hinfort, um in kürzester Zeit mit Weinkrügen und goldenen Humpen wiederzukehren.

„Dein Vaterland, Signore,“ redete Annibale den Deutschen an, „erzeugt tüchtige Weintrinker. Zeige

nun, daß Du ein Sohn Deines Volkes bist.“ Mit diesen Worten füllte er selbst drei Humpen bis zum Rande.

Karl ergriff den einen. „Edler Herzog,“ sagte er: „Euer Geschlecht ist groß und mächtig, daß kaum ein größeres Wachsthum zu denken ist. Ich trinke mithin nicht auf leeren Schimmer; mögt Ihr und die Euren glücklich sein.“ Mit diesen Worten leerte er den Humpen bis zur Neige.

„Ich danke Euch, obgleich ich Eure Worte nicht verstanden habe,“ erwiderte Annibale: „Ihr wünscht mir und meinem Geschlecht Glück und wiederum nicht Glück. Aber es war jedenfalls von Dir gut gemeint, Signore. Nicht, werther Meister Ludovico?“

„Sicher kam es aus reinem Herzen,“ erwiderte der spätere Dichter des Orlando, und indem ein kaum sichtbares Lächeln über seine Züge flog: „Mein Freund glaubt, daß sich Glück nicht nur beim Ueberfluß findet, nicht nur bei der Macht zu denken ist.“

„Das ist falsch,“ erwiderte Annibale eifrig: „Ich wenigstens würde mich sehr unglücklich fühlen, wäre ich kleiner, als ich bin. Ist der Wurm glücklich, der sich im Staube krümmt? Der Fuß zertritt ihn, wenn er im Wege. Seht Euch an, Signori, und Eure

Lage; ohne mich seid Ihr verloren, während mich Niemand anzurühren wagt."

„Und dennoch hat manches traurige Geschick die Größten ereilt," bemerkte Ariosto; „denn das Schicksal und die Hand Gottes ist noch größer als die Gewaltigsten der Erde. Doch gebe ich Euch gern zu und stimme Euch bei, daß es etwas Schönes um die Macht und die Gewalt ist, die den Unschuldigen vor der Ungerechtigkeit schützen, dem Rechte den Sieg erringen kann. Das ist die göttliche Kraft, welche den Paladinen zu eigen war."

Der alte Orsini brach das Gespräch ab, das ihm nicht mundete und wandte sich zu dem Deutschen.

„Du heißt Bartenstein; das ist, wie ich schon gesagt, meinem Ohre kein neuer, wenn auch barbarischer Name. Weißt Du eine Beziehung Deines Geschlechtes zu mir?"

„Mein Oheim hat mir einen Brief an Euch mitgegeben," antwortete Karl und zog das Schreiben hervor.

Der Herzog nahm es in Empfang und erbrach es. Nachdem er es gelesen hatte, sagte er: „Jetzt erinnere ich mich ganz deutlich; ja, ja, so war es: Franz von Bartenstein war eine ehrliche Haut, etwas

dumm freilich, mit seltsamen Begriffen von Ehre. Hätte er mir nicht ein paar Dienste geleistet, ich wäre von ihm im Zorn geschieden. Ich habe ihm seinen Eigenwillen vergeben, der sich gegen mich auflehnte und will Dir nicht nachtragen, was er gefehlt hat."

„Was er gefehlt hat?" fragte der Deutsche verwundert.

„Ist es etwa ein Verdienst, gegen den zu rebelliren der ihn bezahlt, in dessen Solde er steht?!" rief heftig der Herzog: „Da war eine Jüdin, schön wie der Tag — ich habe nie begreifen können, wie aus dem verworfenen Volke eine solche Schönheit hat hervorgehen können. Ich sah sie und der Entschluß, daß Recha mein werden sollte, stand fest. Ich ließ Franz Bartenstein rufen und befahl ihm, in das Judenhaus einzubrechen und mir die schöne Recha herauszuholen. Da maß mich der Deutsche und fragte, ob ich ein Recht dazu habe; denn wenn sie auch eine Jüdin sei, bleibe sie doch ein Weib, das frei geboren und keine Sklavin sei. Wir trennten uns damals — er ging nach Deutschland zurück."

„Und die Jüdin?" fragte Karl.

„Glaubst Du, daß der Herzog von Gravina ein

Gelüst nicht befriedigt hätte? Der Mann Recha's widersetzte sich und wurde so erstochen. Der Dummkopf hätte sein Glück machen können, wäre er nicht so thöricht gewesen. Uebrigens ist meine Liebe dem Judenweibe übel bekommen. Meine Gemahlin glaubte, daß sie einen Liebeszauber auf mich ausübe, und ließ sie demnach peinlich befragen. Weiter habe ich nichts von ihr vernommen."

Bartenstein war im Innersten seiner Seele erregt und wollte, aller Rücksicht und seiner Lage vergessend, seinem Gefühle freie Bahn lassen. Ariosto hatte dies bemerkt und war bemüht die Scene zu vermeiden, welche drohte. Dennoch wäre es ihm nicht gelungen. Da öffnete sich die Thür und zur rechten Zeit verhinderte das Erscheinen der Herzogin, an deren Seite sich Julia befand, das Ausbrechen der edlen Gluth, welche in dem Herzen des Jünglings aufloderte.

Annibale's Gattin war eine stolze Frau, hoch gewachsen und stark. Sie war überladen gekleidet und ohne Anmuth in ihren Bewegungen und ihren Worten, doch nicht ohne vornehmen Anstand.

„Vergieb mein Gemahl," begann sie eintretend, „daß ich Euch störe; aber ich kann die Nacht nicht vorübergehen lassen, ohne den Signori zu danken,

die Dich und unsere Tochter gerettet haben, als der Morddolch selbst Deiner Person zu nahen wagte."

„Ich kann nur glauben, daß wir von den Bravi für Andere gehalten sind," bemerkte der alte Orsini, „was jedoch das Verdienst dieser Herren nicht herabsetzen soll. Uebrigens werden wir im Stande sein, das Geschehene wett zu machen. Bedrohten uns mörderische Dolche, so bedroht die Polizei diesen jungen Mann, der den heiligen Vater öffentlich einen Giftmischer genannt hat."

„Aber dem ist doch so," nahm Julia das Wort: „Wie oft habe ich das nicht schon gehört, und der Oheim Cardinal —"

„Liebes Kind," erwiderte die Mutter, „man kann Recht haben und doch nicht das Recht besitzen, es zu sagen. Wie die Sache liegt, ist für den Signore selbst hier Gefahr; er muß fort aus Rom."

„Das wäre das Beste," stimmte der Herzog bei, „obgleich die Borgia's und ihre Polizei sich hüten werden, nach einem Orsino die Hand auszustrecken."

„Da kann er mich ja nach Fermo zum Vetter Oliveretto begleiten," meinte Julia.

„Ein guter Gedanke," stimmte die Herzogin bei; „der Signore wird das Gefolge befehligen. Meinst

Du nicht auch, daß dies das Beste ist?“ Diese letzte Frage galt ihrem Gemahl.

Annibale erwiderte, daß er fürchte, der neue Capitano kenne den Weg nicht; aber Karl trat nun mit Feuer ein, er werde sich schon zurecht finden und jedenfalls wolle er für die Sicherheit des Fräuleins mit dem Leben bürgen.

Die Lebhaftigkeit, mit der Bartenstein das Wort genommen, wäre vielleicht verrätherisch in Betreff seiner Gefühle für Julia gewesen, wenn man sie nicht dem Beweggrunde zugeschrieben hätte, nicht mit der römischen Polizei in Berührung zu kommen. So setzte man fest, daß schon am folgenden Tage Julia nach Fermo sich begeben solle und daß sogleich nach der Siesta aufzubrechen sei.

Damit trennten sich die Gäste von dem Herzoge und seiner Gemahlin.

Als Ariosto und Bartenstein sich in dem Zimmer allein sahen, das ihnen zum nächtlichen Aufenthalte dienen sollte, schlug der Italiener eine herzliche Lache auf, so daß ihn der Deutsche erstaunt anschaute.

„Hilf, Himmel! was habt Ihr, Signore?“ fragte er den Gefährten.

„Lieber Freund,“ entgegnete Ludovico: „man hat

mir stets gesagt, daß deutsches Blut nicht so rasch fließe wie das unsrige, daß Euch das Herz nie mit dem Verstande entliefe, und Ihr werft das plötzlich über den Haufen, daß man glaubt, die Besonnenheit sei keine Gabe, die Euch die Natur gewährt hat."

„In der That," meinte der Deutsche, „bin ich in Betreff des Papstes unvorsichtig gewesen."

„Nicht unvorsichtiger, als da Ihr Euer Herz nicht zu wahren wußtet. Ihr glüht ja lichterloh."

„Ich verstehe Euch nicht," versetzte Karl: „Was meint Ihr?"

„Daß Ihr der Principessa zu tief in die dunkelen Augen gesehen habt," antwortete Ariosto.

„Um Gottes Willen! was sagt Ihr?"

„Die Wahrheit, die Euch verderben wird," entgegnete der Italiener, „wenn Ihr nicht die Kraft besitzt, diese Liebe zu bekämpfen. Die Orsini haben lange Hände, und sie werden diese gebrauchen, solltet Ihr die Familienehre beflecken."

„Ihr legt mir Gefühle zur Last — —"

„Die Ihr nicht verbergen könnt."

„Ich sollte das Fräulein lieben?"

„Wie Orlando Angelica — ich glaube Ihr würdet wie der Paladin Karls des Großen wahnsinnig,

wenn Ihr erführet, Eure Schöne ruhe an dem Busen eines Anderen. Wie wunderbar Ihr Eure Stirn runzelt und welche Gluth Eure Wangen verschönt!"

„Schweigt, ich mag Eure heillosen Reden nicht hören, ich darf es nicht dulden, daß man die Tochter meines Gebieters schmäht, ja nur einen unwürdigen Gedanken von ihr hegt."

„Bravo! bravo! das ist der rechte Ton. Aber laßt Euch den Rath geben: Seid vorsichtig, oder Ihr bringt Euch in herbere Verlegenheiten, als in denen Ihr jemals gewesen seid. Denkt Ihr ein Orsini wird Euch, dem armen Soldaten, sein Kind zum Weibe geben? Nein, das kann Euch gar nicht in den Sinn kommen. Also eine Liebschaft. Es ist gefährlich, wenn die Taube das Junge des Geiers liebt. Habt die Augen offen und laßt die Vernunft Euch nicht entfliehen. Joseph war nicht so thöricht, als er vor der Potiphar entwich, er hätte es nur recht hübsch weit thun sollen, daß der beleidigte Gatte nicht seiner habhaft geworden wäre."

„Wie schlecht denkt Ihr von mir! ich sollte diese Blume zu entblättern gedenken."

„Die Leidenschaft fragt nicht viel darnach, was sie thut, und darin hat sie nicht Unrecht. Aber es

ist schon spät und ich bin müde. Erlaubt, daß ich die Ruhe aufsuche und ärgert Euch nicht, daß ich nicht völlig blind bin und mir meine Augen nicht zuhalten will. Im Grunde habt Ihr gar keinen üblen Geschmack. Donna Julia ist hübsch gewachsen und hat Augen wie zwei Sonnen.“

„Sie ist ein Engel!“

„Still! das will ich Euch zu denken gestatten; aber schreit es nicht in alle Winde; allenfalls flüstert es der Principessa in das Ohr, wenn Ihr mit ihr allein seid. Und nun zum letzten Male: Seid vorsichtig, oder Ihr werdet es bereuen. Adio! schlaft wohl und so gut wie ich.“

Damit warf er die Kleider von sich, und wenige Minuten vergingen, so schlief er den Schlaf des Gerechten. Karl von Bartenstein stand aber noch lange am Fenster und schaute zu den Sternen auf und schickte zu ihnen tiefe Seufzer empor. Wer sein Antlitz beobachtet hätte, würde bemerkt haben, wie die Affecte wunderbar auf ihm wechselten, Lächeln und Schwermuth, doch herrschte der Schatten der Melancholie vor.

Auch Giulietta d'Orsini seufzte in dieser Nacht mehr, als sie sonst in ihrem Leben gethan.

Achtzehntes Kapitel.

Die Marterkammer.

Der Bote, welcher Miguelotto's Brief in das Schloß am Garigliano gebracht hatte, lehnte scheinbar stumpf vor sich hinstarrend, an das Thor der Burg. Leicht glaubten Versig und seine Söhne sich des Burschen, der mehr das Aussehen eines Banditen, als das eines Reisigen oder Dieners eines Cardinals besaß, versichern zu können. Sie nahten sich ihm auf völlig unbefangene Art. Auch schien der Bote sie gar nicht zu bemerken, sondern mit offenen Augen zu träumen; als sie jedoch ihn schon gefangen glaubten, als sie ihre Hände nach ihm ausstreckten, glitt er wie eine Schlange davon und stand mit einem gewaltigen Sprunge auf der Zugbrücke, bereit, in jedem Augenblicke die Flucht mit raschem Fuße fortzusetzen.

„Bei der heiligen Jungfrau, ich will Dich doch

fangen, Schuft", schrie der jüngste Sohn Rudolfs und wollte ihm nachstürzen. Die Hand des Vaters hielt ihn davon zurück.

„Siehst Du nicht, der Schurke beabsichtigt uns in einen Hinterhalt zu locken?" bemerkte er. Dann sich zu dem Boten wendend, fuhr er fort: „Du hast schnelle Beine, aber es wäre besser, Du hättest einen schnelleren Verstand. Was fliehst Du, da wir nichts Böses gegen Dich im Schilde führen?"

„Warum wollet Ihr mich fangen?" entgegnete der Andere lächelnd und ging bis zum Ende der Zugbrücke langsam rückwärtsschreitend, ohne seine Gegner aus den Augen zu lassen: „Schleicht Ihr nicht wie die Schlangen auf mich los? Das Wild, das gutwillig in die Schlinge geht ist einfältig."

„Du bist unerhört mißtrauisch; wir gedachten Dich nur mit einigen Ducati über Miguelotto zu befragen. Du hast Deinen Vortheil verkannt und Dir es selbst zuzuschreiben, daß Deine Taschen leer bleiben."

„Macht die Spinne auch Versprechungen gegen die Fliege? Besser keine Zechine im Beutel, als seinen Hals in der Gewalt der Kehlabschneider.

„Hund, Du nennst uns Kehlabschneider."

„Ich denke nur, mich nicht in Gefahr zu begeben; denn sonst käme ich darin um. Sagt mir Antwort, oder ich gehe unverrichteter Sache zu dem zurück, welcher mich gesandt hat."

„Wer hat Dich gesandt?"

„Ihr wißt es: Signore Miguelotto!"

„Wer ist dieser Mensch?"

Statt der Antwort flogen die Augen des Boten zur Seite. Rasch hatte er die Gefahr erkannt, die ihm drohte, abgeschnitten zu werden: um eine Ecke des Schlosses schlich der älteste Sohn des Rudolf Bersig herbei. Sogleich wandte er sich zur Flucht, da schwirrte aus einem Fenster ein Armbrustbolzen auf ihn und bohrte sich in die linke Schulter. Mit einem Schrei sank der Bote zusammen, dann sprang er wieder auf und verschwand in dem nahen Gehölz.

„Verdammt!" fluchte Michele di Valani: „ich habe ihn nur gestreift. Dann rief er zum Fenster hinaus: „Rasch die Brücke in die Höhe, das Fallgatter nieder. Der Feind versucht einen Sturm!"

Seinem Geheiße ward eiligst nachgekommen. Indeß zeigte sich an dem nahen Waldesrande nichts Verdächtiges, und der frühere Stegreifreiter war der Meinung, daß die Regung unter den Bäumen und

das Waffenblitzen hinter dem Gebüsch nur in der Phantasie Michele's ihren Ursprung hatten.

Indessen rüstete sich Alles in der kleinen Burg, und in kurzer Zeit waren die friedlichen Kleider unter Panzerhemden, Harnischen, Helmen völlig verschwunden. Das jetzige Aussehen der Burg war vollkommen kriegerisch. Bersig machte mit Valani die Runde und belehrte ihn, daß gerade die Waldung die größte Sicherheit des Schlosses ausmache; denn so werde einem Feinde wenig oder gar keine Gelegenheit geboten, große Belagerungsmaschinen herbeizuschaffen. Um aber den Gariglano dazu zu verwenden, wäre eine gründliche Bekantschaft mit den Strudeln des Flusses nöthig.

„Ihr seht", schloß der Vogt seinen Bericht, „daß wir hier ziemlich sicher sitzen. Don Giovanni Borgia hat das auch erkannt, und als er das letzte Mal hier war, meinte er, es sei ein Fuchsbau, dem nur ein geheimer Gang fehle, um ihn zu einem unbezahlbaren Schatz zu machen."

„Ich hoffe, daß ein solches Wort nicht vergebens an Euer Ohr geschlagen hat", versetzte Michele.

Bersig lächelte: „Um einen solchen geheimen Weg in die Felsen zu hauen, aus denen die Grundlage

des Schlosses besteht, möchte die Zeit zu kurz gewesen sein. Das brauchte aber auch nicht geschehen, der Gang war schon da."

„Wo befindet er sich? führt mich zu ihm!" versetzte Valani.

„Die Pflicht eines Kommandanten ist die Geheimnisse zu bewahren, welche seine Veste und die Besatzung derselben sichern. Bei dem Tode und Sterben der guten Heiligen! wenn es Zeit ist, werde ich Euch in Sicherheit bringen — vorläufig ist nichts zu befürchten."

Valani suchte den Willen des alten Vogts zu erschüttern, aber eigensinnig verharrte der bei einem unverbrüchlichen Schweigen über den Rettungsweg, wenn es dem Feind wirklich glücken sollte, in das Schloß zu dringen. Ihn zu erzürnen durch schärferes Einreden konnte dem Italiener nicht gerathen scheinen. Dieser beschloß also den Alten seinen Weg gehen zu lassen und seinem eigenen Spürtalent zu vertrauen, um ohne Wissen Bersigs den geheimen Gang aufzusuchen. Möglicher Weise konnte die so gemachte Entdeckung ihm größere Vortheile gewähren, als sich jetzt berechnen ließ.

Somit trennte er sich von dem Voigt und begab

sich heimlich in die Keller der Burg, dort seine Untersuchungen beginnend. So fand er das Verließ, die Marterkammer, aber der geheime Gang blieb ihm Geheimniß. Von dem fruchtlosen Suchen ermüdet stieg er wieder zu den oberen Räumen.

Hier fand er Alles in Bewegung. Der Feind hatte sich zwar nicht gezeigt, und die Umgegend des Schlosses lag in dumpfer, unheimlicher Stille; aber die Jüdin, welche dem Schutze der Burg anvertraut war, war aus ihrem Zimmer entwichen.

In der ersten Aufregung hatten selbst die Töchdes früheren Landstraßenritters nicht daran gedacht, nach ihr zu schauen. Alles suchte nur die Burg in Vertheidigungszustand zu versetzen. Als dies jedoch geschehen war, hatten sich Andromeda und Annunciata wieder zu der Gefangenen begeben und die Thür offen, Esther aber in ihrem Gemache nicht vorgefunden. Daß die beiden Mädchen selbst es übersehen hatten, die Jüdin einzuschließen, räumten sie durchaus nicht ein, erhoben aber ein mächtiges Geschrei, daß die Tochter des verworfenen Volkes entflohen wäre.

Sogleich wurde Alles in Bewegung gesetzt, die Entsprungene wieder einzufangen. In diese allge-

meine Verwirrung trat Michele, als er aus den unteren Gewölben wieder zum Lichte stieg.

„Diavolo!“ fluchte der Italiener wüthend: „Ist das Aufsicht? Der Herzog läßt uns sammt und sonders hängen, wenn wir sie nicht wiederfinden, wenn sie uns aus den Händen kommt.“

„Mir ist die Sache auch nicht gleichgültig“, versetzte Versig mit größerer Ruhe; „im Grunde ist sie aber nicht so schlimm, wie sie aussieht. Hinaus kann die Hündin nicht! Es handelt sich mithin nur, sie in den Räumen dieser Burg zu finden. Ich sollte meinen, daß dies für uns, die mit den Winkeln genau bekannt sind, keine gewaltige Schwierigkeit besäße, wenn wir nur wie bei einem Jagdtreiben verfahren und nicht wirr durch einander laufen. Signore“, wandte er sich darauf an Valani, „versehtmit den Euren das Späheramt und laßt den Wald nicht aus den Augen; Ihr seid bei dem Absuchen des Schlosses weniger verwendbar, als wir Anderen.“

Michele sah das Vernünftige dieses Vorschlages ein und begab sich auf die Zinnen des Schlosses.

Der Tag neigte sich indeß seinem Untergange zu, die Dämmerung hatte sich schon auf die Erde gesenkt — — — —

Die Unruhe, welche in dem Schlosse herrschte, als man es in Vertheidigungszustand setzte, hatte, wie schon gesagt und wie es nicht anders sein konnte, auch die Töchter des alten Rudolf Bersig ergriffen, so daß Beide zugleich ihren Wächterposten aufgegeben. In der Eile hatten sie auch das Zimmer unverschlossen gelassen, welches der Jüdin zum Gefängnisse diente.

Die anfängliche Verzweiflung, die auf eigene Vernichtung sinnt, war von Esther bereits gewichen, und jetzt, da die Wächterinnen, die sie verabscheute, sie verlassen, und da sich vielleicht Gelegenheit darbieten konnte, sich zu befreien, ergriff der Gedanke an Flucht sie so gewaltig, daß sie sich seiner nicht mehr zu erwehren vermochte.

So verließ sie schleichend das Zimmer und betrat den Corridor. Das Schloß war zwar nicht übermäßig groß, jedoch geräumig genug, um nach damaliger Weise viele Gänge und Winkel zu besitzen, in denen ein Uneingeweihter sich nicht leicht zurecht fand. Wohin sollte sich die Jüdin wenden? Sie überließ sich dem Zufall und Ungefähr.

Auf diese Weise kam sie zu einer Gallerie, die über den Hof führte. Sie kroch um nicht entdeckt

zu werden auf Händen und Füßen dieselbe entlang und gelangte zu einer Wendeltreppe. Vorsichtig stieg sie herab, langsam, bebenden Fußes, mit angespanntem Lauschen. Da hörte sie in den oberen Stockwerken Bewegung. In dem falschen Glaubeu, ihre Flucht sei entdeckt und man folge ihr, flog sie rasch einen Gang entlang, der sich ihr zur Seite öffnete.

An seinem Ende fand sie eine Thür, die nur angelehnt war. War aber der Gang schon dunkel, tiefe Nacht gähnte ihr hinter der Pforte entgegen. Ein heftiges Beben befiel sie. Gern wäre sie zu dem Licht zurückgekehrt; aber die Furcht, daß ihre Flucht entdeckt sei, die Furcht vor den Mißhandlungen Andromeda's und Annunciata's verhinderte dies. Sie lauschte mit an sich gehaltenem Athem. Nichts regte sich.

„Gott meiner Väter", füsterte Esther und sank auf das Knie, „der Du David aus der Löwengrube unverletzt geführt, der Du Israel sicher durch die Wüste leitetest, und Deinem Volke, als es durstete, Wasser gabst, und Manna, da der Hunger sich seiner bemächtigen wollte, willst Du verlassen, die zu Dir gerufen, seitdem sie lallen konnte — Herr, Deine Kraft ist groß, sie zerschlägt den Gottlosen und er-

rettet die Deinen, sie gab dem Sohne Isai's Kraft den Helden der Philister zu schlagen, sie kann dem Schwachen den Sieg verleihen und den Starken stürzen. Gott meiner Väter verlaß mich nicht!"

Sie erhob sich mit neuen Kräften und schaute in das tiefe Dunkel hinter der Pforte. Da meinte das mehr und mehr sich gewöhnende Auge eine Treppe zu entdecken.

„Vielleicht führt sie durch Nacht zum Licht zur Freiheit", tönte es in ihr.

Langsam und vorsichtig tappte sie die Stufen herab und befand sich wieder in einem Gange, der sie einige dreißig Schritte weiter führte, und sodann in einem rechten Winkel abbog. Hier hätte Esther fast einen Schrei ausgestoßen, der sie nothwendig verrathen mußte. Aus der Entfernung sah sie den Schimmer einer Laterne, die ein Mann trug — sie kannte denselben: es war Michele di Valani. Esther sah, daß sie nicht vorwärts schleichen durfte, ohne von dem Werkzeuge und Diener des Herzogs von Gandia entdeckt und gesehen zu werden. Sollte sie zurück? In diesem Zweifel blieb sie wie festgewurzelt stehen.

Auch Michele war stehen geblieben und öffnete

eine Thür, die ihm zur Seite lag; dann verschwand er ihren Augen durch dieselbe.

Ohne sich Rechenschaft davon zu geben, eilte die Tochter Israels jetzt vorwärts. So naht sich nach der Sage der Vogel aus seinem sicheren Versteck dem Rachen der Klapperschlange.

Jetzt stand sie vor der Thüre und sah, wie Valani in dem viereckigen Gemache, das an den Wänden mit wunderlichen, schrecklichen Geräthschaften behängt war, suchend umherging.

Er hatte einen Stab in der Hand und ließ denselben von Zeit zu Zeit auf den Estrich des Fußbodens niederfallen. Immer derselbe Ton schallte ihm zurück. Er pochte nun mit seinem Dolche an die Wände.

Dies ungewöhnliche Treiben fesselte Esther auf ihren gefährlichen Posten. Den Athem in der Brust verschließend, stand sie in unbeweglicher Stellung.

„Auch hier nicht!" sagte Michele im Selbstgespräche: „Wo kann sich der vermaledeite heimliche Gang denn finden, wenn er weder in das Verließ, noch in die Marterkammer mündet? Nun, mag die Untersuchung für jetzt enden; ich habe heute genug."

Dieser Augenblick war für die Jüdin am gefährlichsten; wich sie rechts oder links aus, ein Lichtstrahl,

der auf sie fiel, mußte sie verrathen. Eisiger Schweiß bedeckte ihre Stirn. Da traf ihr Auge auf ein seltsam geformtes Geräth, ganz nahe der Thür, freilich in dem Gemache selbst, wo sich Valani befand. Das Geräth war von Holz mit Ringen an der Seite und hatte sonst Aehnlichkeit mit einem geschlossenen Schrein.

„Hinter ihm ist Sicherheit!" rief es in ihr, und ohne das Wagniß in seiner Größe zu erkennen, huschte sie hinter die Streckbank und kauerte dort zusammen.

Valani hatte nichts gesehen, nichts gehört, so rasch und lautlos waren ihre Bewegungen.

Jetzt verließ er unwillig den Ort des Jammers und warf die Thür hinter sich zu. Esther athmete tief auf. Da hörte sie, wie er einen Riegel von außen vor die Pforte schob, und plötzlich stand der Gedanke vor ihrer Seele, jetzt erst in Wahrheit gefangen zu sein. Auf sprang sie, zur Thür, einen Schrei auf den Lippen. Noch schwankte sie. Ueberlieferte sie sich nicht ihrem Wächter freiwillig? Hatte Gott nicht sie dicht bei ihm vorüber geführt? — Sie schwieg. Die Tritte Valani's entschwanden.

Tiefe, dichte Dunkelheit umhüllte die Tochter Israels, die Dunkelheit des Grabes.

Sie lauschte an der Thür, Alles blieb still. Dazu die dumpfige Atmosphäre, die sie umgab.

Wo befand sie sich eigentlich? Diese Frage drängte sich ihr plötzlich auf. Valani hatte von dem Verließ, von der Marterkammer im Selbstgespräch geredet. Das kam ihr zu Sinn, und da stand es klar vor ihrer Seele, sie sei am Ort der Qual und der Klage.

An solche Orte war die Schönheit ihrer Mutter vergangen, wie die Blume vor dem Frost.

Kalte Schauer schüttelten sie. Es war ihr, als ob die seltsamen Geräthe, die ihr Auge im Schimmer von Valani's Laterne geschaut, auf sie eindrängen. Die Schilderungen der Mutter wurden vor ihrem inneren Auge lebendig.

Da war es ihr, als streckten finstere Gesellen die Knochenarme nach ihr aus und ergriffen sie und rissen sie zur Streckbank.

Laut schrie sie auf.

Keine Stimme antwortete, nur der Wiederhall tönte ihrem Ohre zurück.

Sie rüttelte an der Thür, der Riegel widerstand. Und näher schwebten die Gebilde ihrer Phantasie, und jetzt — — sank sie ohnmächtig, besinnungslos zusammen. — — Als sie wieder zum Leben erwachte,

war ihr Sinn dumpf, wußte sie nicht, wo sie sich befand.

Da hörte sie jenseits der Thür die rauhe Stimme Rudolfs: „Wetter nicht noch einmal, Du Dummkopf, ich glaube, Du denkst schließlich, die Jüdin könne in einem Raum stecken, der von Außen verriegelt. Das wäre doch ein Kunststück, das sie für den Scheiterhaufen als Hexe reif machte. Nein, in der Marterkammer steckt sie nicht." „Aber Signore Rodolfo ——!"

„Schweig!" unterbrach der Vogt heftig die Einrede: „Ein Kind hat mehr Verstand in seinem Hirn, als Du. Meinst Du, daß sich das Weibsbild in den Raum flüchten wird, wo ich nicht gern weile?"

Damit verhallten die Stimmen.

Die gewechselten Reden hatten der Jüdin die Erinnerung wiedergebracht, mit ihr aber nicht mehr die Angst, die Furcht vor dem schrecklichen Ort, an dem sie sich befand; hatte er, hatten doch die Riegel vor seiner Thür sie vor Entdeckung gesichert. Da erhob sie ihre Hände und ein gläubiges Dankgebet flog zu dem Himmel empor. Eine tiefe selige Ruhe senkte sich auf sie herab — Esther fühlte sich nicht verlassen — der Athem Jehovahs berührte küssend ihre Stirn. —

Schwert u. Ha

Leutze